

Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung

Protokoll der Sitzung vom 19. November 2010

An der **70. Sitzung** der Arbeitsgemeinschaft nahmen folgende Personen teil:

Aschenbrenner (ÖKL Österreichisches Kuratorium für Landtechnik und Landentwicklung), F. Biedermann (Landwirt), J. Biedermann (Landwirtin), Ehlers (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Fehrer (BMLFUW Abt. II/5), M. Fraczek (Universität Wien, Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaften), T. Fraczek (Wien), Gehmacher (BOAS), Geserick (ÖIF Österreichisches Institut für Familienforschung, Universität Wien), Hoppichler (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Jauschneq (MJ Landschaftsplanung e.U.), Kolland (Universität Wien, Institut für Soziologie), Kotis (Wien), Macaria (ECOVAST Austria), Kreutz (Universität Erlangen-Nürnberg, Lehrstuhl für Soziologie und Sozialanthropologie), Machold (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Marcher (Renner Institut), Neugebauer (Universität für Bodenkultur, Institut für Raumplanung und ländliche Neuordnung), Oedl-Wieser (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Okonkwo-Klampfer (Österreichische Bergbauernvereinigung), Pevetz (ehem. Bundesanstalt für Agrarwirtschaft), Prop (Wien), Schipfer (ÖIF Österreichisches Institut für Familienforschung, Universität Wien), Segert (Institut für Höhere Studien), Spiegler (ECOVAST Austria), Tamme (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Walder (BMLFUW Abt. II/5), Welan (Universität für Bodenkultur), Wieser (Universität Wien, Institut für Soziologie), Wiesinger (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Wolf (Hochschule für Agrar- und Umweltpädagogik), Wurm (BMLFUW Abt. II/2), Zipper (ÖKL Österreichisches Kuratorium für Landtechnik und Landentwicklung),

Entschuldigungen ergingen von:

Abentung, J. Bacher, Berlakovic, Dax, Geser, Haubenhofner, Hirschmugl-Fuchs, B. Hofer, Kapfer, Korosec, Kroismayr, Larcher, Martischnig, Neunteufel Panholzer, Pass, Pernkopf, Pirkhuber, Prantl, Rossier Schmitt, Seiser, Seitinger, Vogel, Vogt, Wogowitsch, Ziebermayr, Zsilincsar

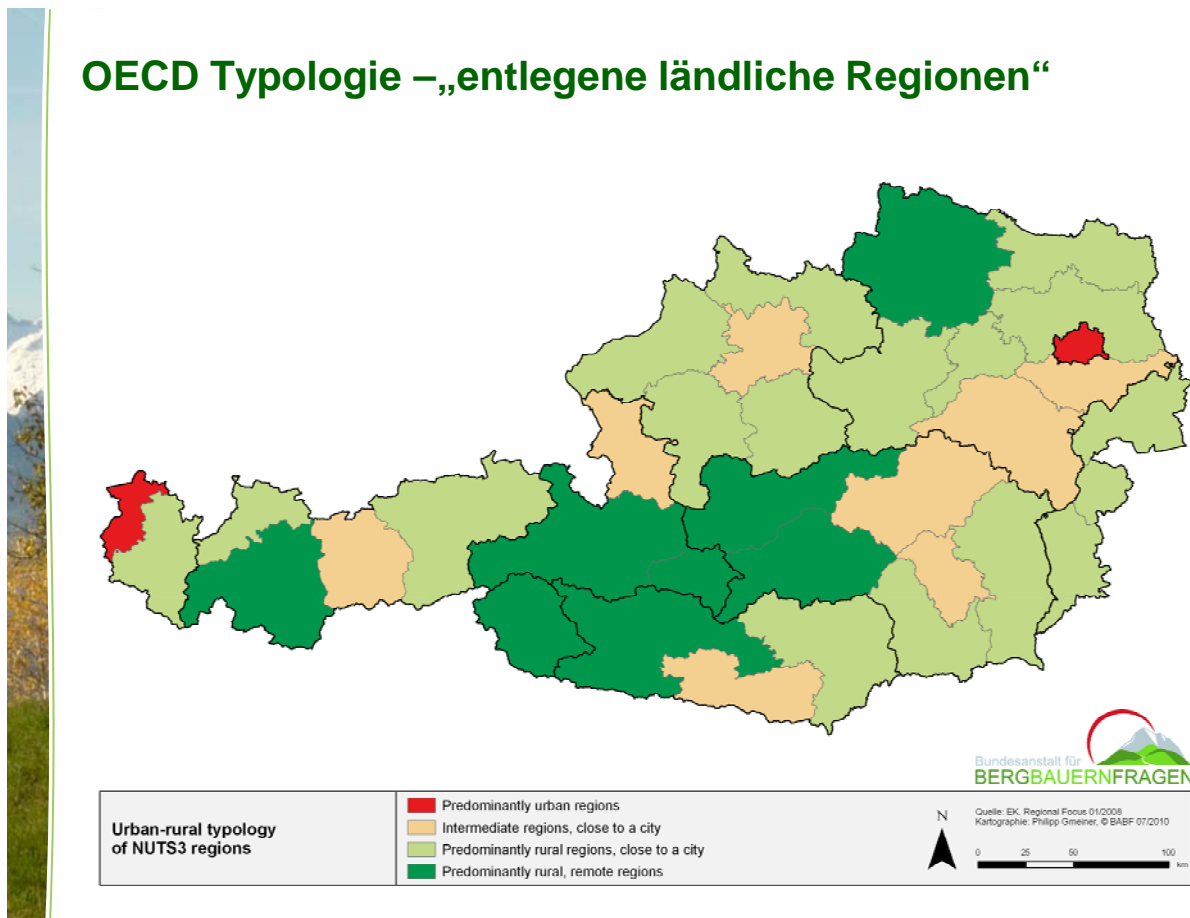
Der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft **Wieser** begrüßt alle Anwesenden, die beiden Vortragenden und eröffnet die Sitzung.

Im ersten Beitrag der Sitzung referiert die Mitarbeiterin der Bundesanstalt für Bergbauernfragen **Ingrid Machold** über ihr neues Projekt *„Leitbilder regionaler Ungleichheit – Ihre Bedeutung für die Daseinsvorsorge in ländlichen Regionen“*. Die Zielsetzung des Vortrages ist es zu analysieren, welche Auswirkungen bestimmte regionalpolitische Ansätze, d.h. Leitbilder, auf die Entwicklung der Daseinsvorsorge in ländlichen Regionen haben. Dazu ist zunächst eine Bestimmung der Begriffe Leitbild, Daseinsvorsorge, ländliche Regionen und regionale Ungleichheit notwendig. Dann soll überblicksweise aufgezeigt werden, welche Entwicklungen sich in der Daseinsvorsorge in bestimmten Bereichen in den

letzten Jahren feststellen lassen. In weiterer Folge soll etwas detaillierter auf die Leitbilder eingegangen werden. Im Rahmen einer Literaturanalyse konnten dabei sechs relevante Leitbilder ausfindig gemacht werden, die in Hinblick auf die Weiterentwicklung der Daseinsvorsorge interessant sind. Abschließend wird aufgezeigt, welche Leitbilder in der österreichischen Raumentwicklungspolitik verwendet werden und welches Leitbild für regionsspezifische Lösungen besonders vielversprechend wäre.

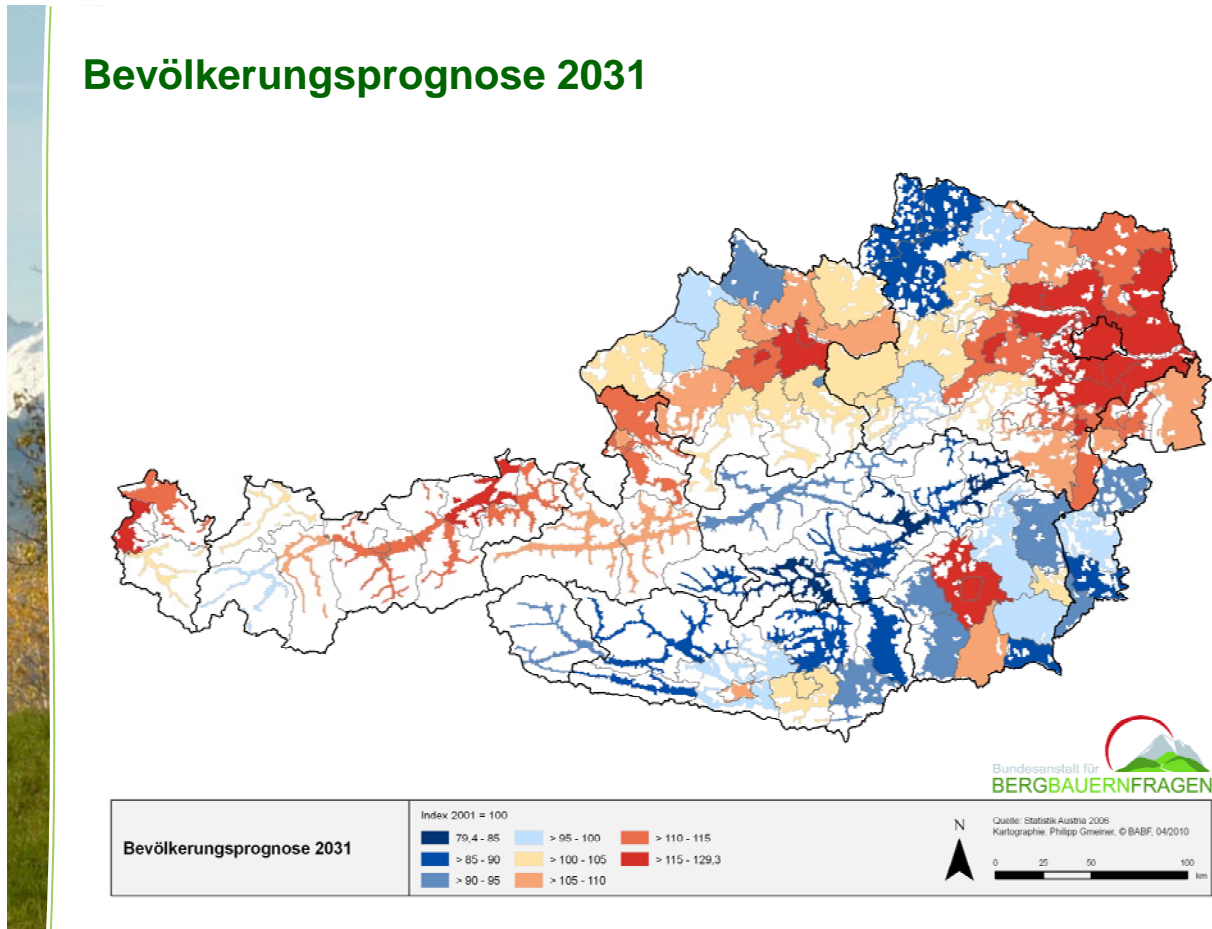
Leitbilder sind keine konkreten Pläne nach denen man vorgeht, sondern Orientierungen, bzw. ein „wünschenswerter Zustand der Raumentwicklung in der Zukunft“. Das soll aber nicht heißen, dass diese Leitbilder keinen Stellenwert haben, weil sie in der Zukunft verankert sind. Es sollte dieser Zustand auch erreicht werden können. Leitbilder sollten durchaus auch Realitätsnähe beweisen. Bei der *Daseinsvorsorge* geht es um eine Grundversorgung mit Gütern und Dienstleistungen in einem Wohlfahrts- oder Gewährleistungsstaat. Es gibt dabei aber keine abschließende Definition, was genau darunter zu verstehen ist. Es gibt verschiedene Begrifflichkeiten. Es wird z.B. genauso der Begriff „soziale und wirtschaftliche Infrastruktur“ dafür verwendet. In der EU spricht man von „Dienstleistungen von allgemeinem wirtschaftlichem Interesse“ oder „Dienstleistungen von allgemeinem Interesse“. Allen Begrifflichkeiten gemein ist jedenfalls, dass sie nicht genau definieren, welche Dienstleistungen darunter zu verstehen sind. Jedenfalls enthalten sind Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen, Post und Telekommunikation, Verkehr, Ver- und Entsorgung und Forschungseinrichtungen. Darüber gibt es einen Konsens. Bei der *Regionalen Ungleichheit* gibt es verschiedene Herangehensweisen in den verschiedenen Disziplinen. Es geht um Unterschiede bzw. Disparitäten zwischen Zentren und Peripherien, wachsenden und schrumpfenden, strukturstarken und strukturschwachen Regionen, je nachdem welchen Schwerpunkt man setzt. *Ländliche Regionen* können nach einer von der EU adaptierten OECD Typologie definiert werden.

OECD Typologie – „entlegene ländliche Regionen“



Die grünen Bereiche in der Karte stellen überwiegend ländliche Regionen dar. Österreich ist stark vom ländlichen Raum geprägt. Entlegene ländliche Regionen finden sich v.a. in der Steiermark, Salzburg, Kärnten, Osttirol und im Waldviertel. Diese sind so definiert, dass weniger als die Hälfte der Bevölkerung ein städtisches Zentrum von mehr als 50.000 Einwohnern innerhalb von 45 Minuten erreichen können. Wenn man dies mit der Bevölkerungsprognose für 2031 vergleicht, sieht man, dass die entlegenen ländlichen Regionen größtenteils mit jenen Regionen übereinstimmen, die in Zukunft mehr oder weniger stark an Bevölkerung verlieren werden.

Bevölkerungsprognose 2031



Um diese Regionen geht es bei der Daseinsvorsorge besonders stark, weil es hier bereits Probleme gibt, die Einrichtungen der Daseinsvorsorge aufrecht zu erhalten.

Zur Frage welche Entwicklungen es in der Daseinsvorsorge gibt, haben wir uns bereits im Rahmen der Studie „*Versorgung gefährdet*“ (Machold/Tamme 2005) bestimmte Bereiche angesehen, die für dieses Referat aktualisiert wurden. Kursiv soll nun kurz darauf eingegangen werden.

Bei der *außerfamiliären Kinderbetreuung* gab es in den letzten Jahren durchaus eine quantitative Steigerung. Mit dem freien Kindergartenjahr für die Fünfjährigen wird sich das noch weiter erhöhen. Das Problem sind aber nach wie vor die Öffnungszeiten, besonders in den ländlichen Regionen. Ein Großteil der Kindergärten hat nicht das ganze Jahr über geöffnet bzw. schließt über Mittag. Bei der *Pflege älterer Menschen* gab es in den letzten Jahren einen Ausbau der mobilen Betreuung bei einem gleichzeitigen Rückbau der Heimbetten. Das ist ein Prozess, der sehr wohl gewünscht und im Rahmen einer integrierten Pflegevorsorge angestrebt wird. Im Bereich der *Bildung* wurde v.a. immer wieder das Schließen kleiner

Volksschulen thematisiert. Hier gibt es einen vereinzelt Rückbau auch auf Grund der demografischen Entwicklung. Auf der anderen Seite gibt es in den Zentren verstärkt höhere Bildungsangebote, was sich natürlich auch auf die Schulbesuchsquoten auswirkt. D.h. dort, wo es sehr gute Schulangebote sind, gibt es auch mehr Schüler und Schülerinnen, die sich für einen höheren Bildungsweg entscheiden. Wenn es dieses Angebot in dem Maße nicht gibt, gibt es auch entsprechend weniger Schüler und Schülerinnen, die dieses Angebot in Anspruch nehmen können. Es hängt also auch vom Angebot ab, aber natürlich nicht nur, für welchen Bildungsweg sich die Schülerinnen und Schüler entscheiden. Bei der *Nahversorgung* zeigt sich seit Jahrzehnten ein eindeutiger negativer Trend. Besonders seit den 1960er und 1970er Jahren kam es zu einem massiven Rückbau, der nach wie vor anhält. Die Abnahme der Geschäfte beträgt 3-4% pro Jahr. Im kleinräumigen Rahmen gibt es aber auch immer mehr Initiativen, die dagegen steuern. Diese sind sich bewusst, dass die Nahversorgung in den ländlichen Kleingemeinden sehr wichtig ist. Auch auf Landesebene wird z.B. in Vorarlberg und in Oberösterreich die Nahversorgung verstärkt gezielt unterstützt, damit sie in den ländlichen Gemeinden bleibt.

Im Bereich der *Gesundheit* lässt sich bei den ÄrztInnen grundsätzlich eine Zunahme feststellen. Aber v.a. bei den FachärztInnen gibt es nach wie vor eine höhere Versorgungsdichte, eine verstärkte Konzentration in den Stadtregionen bzw. Ballungsräumen. Bei den Krankenanstalten ist die Versorgung zwar stabil, regional gibt es jedoch große Unterschiede bei den Angeboten. In Kärnten gibt es z.B. 7,3 Betten pro 1.000 EinwohnerInnen, in Burgenland im Vergleich dazu nur 4,7. Die *Postdienste* waren gerade in den letzten Jahren verstärkt in den Medien. Seit dem Börsengang gibt es einen deutlich negativen Trend. Sehr viele Poststellen wurden geschlossen. Davon betroffen ist v.a. der ländliche Raum. Gerade im letzten Jahr sind die Bestrebungen auch seitens der Post wieder viel stärker, dem gegenzusteuern. Sgn. *Post-Partner* wurden bereits in den Jahren davor als Ersatz für ein vollwertiges Postamt propagiert. Im Rahmen des *Postmarktgesetzes*, welches Anfang 2011 in Kraft tritt, wird nun festgelegt, dass es 1.650 Poststellen geben soll. Das sind nicht nur Postämter, sondern auch Post-Partner und Post-Servicestellen, die ein geringeres Angebot an Post-Dienstleistungen haben. Das soll eine etwas positivere Entwicklung für die Zukunft einläuten. Bei der *Erreichbarkeit im öffentlichen Verkehr* gab es seit 1997 durchaus auch Verbesserung, nachdem es in den Jahren davor im Zeitraum 1985-1997 zu massiven Verschlechterungen gekommen war. Nach wie v.a. sind aber die Unterschiede zwischen den zentralen und peripheren Regionen sehr ausgeprägt. Es gibt immer noch Regionen, wo nur 30-40% der Bevölkerung ein regionales Zentrum in dreißig Minuten erreichen können. Das regionale Zentrum ist meistens die Bezirkshauptstadt.

In weiterer Folge soll nun auf die sechs Leitbilder eingegangen werden. Diese Leitbilder sind Orientierungen, wie sich die Daseinsvorsorge weiter entwickeln soll.

1. *Leitbild der Herstellung gleichwertigen Lebensbedingungen*

Dies war das zentrale Leitbild der Raumordnung in den 1960er, 1970er und 1980er Jahren. Seit dieser Zeit wird es aber zunehmend mehr oder weniger stark kritisiert. Bei diesem Leitbild geht es um einen Ausgleich der räumlichen Disparitäten bei der Teilhabe am vielfältigen, gesellschaftlichen Leben und es soll ein flächendeckender Zugang zu den Einrichtungen der Daseinsvorsorge auf hohem Leistungsniveau gewährleistet werden. Für die EinwohnerInnen aller Teilräume soll dadurch die Teilnahme an einem vielfältigen gesellschaftlichen Leben ermöglicht werden. Dieses Leitbild der Modernisierung und Industrialisierung entwicklungsschwacher Regionen stand lange Zeit unter dem Motto der „nachholende Region“. Die ländlichen Regionen sollten auf das Niveau der Städte geholt, industrialisiert und modernisiert werden. Ein etwas bitterer Beigeschmack gab es der Hinsicht, wie die ländlichen Regionen gesehen wurden, nämlich als entwicklungsrückständig. Das Fazit ist, dass die Einrichtungen der Daseinsvorsorge in dieser Zeit massiv ausgebaut wurden. Zu nennen sind z.B. die Bildungsoffensive, der Ausbau der Krankenhäuser, der Verkehrswege oder der Telefonleitungen. Als Kritikpunkte werden angeführt, dass dies zu zentralistisch und zu teuer (gerade in Hinblick auf leere öffentliche

Kassen) wäre, dass es sich auch im Hinblick auf die veränderte demografische Entwicklung wirtschaftlich immer weniger rentiert (Kosten-Nutzen) und dass sich die Konsum- und Mobilitätsgewohnheiten verändern, wodurch ein weiterer Ausbau der Daseinsvorsorge gar nicht mehr notwendig wäre.

2. *Leitbild der Dezentralen Konzentration*

Dies ist eigentlich eine Konkretisierung und Umsetzung des Leitbildes gleichwertiger Lebensbedingungen. Es geht hier verstärkt um eine großräumige Dezentralisierung der Siedlungsbestrebungen bei kleinräumiger Konzentration auf zentrale Orte. *Blotevogel*, ein deutscher Raumplaner, nennt das ein „punkt-achiales System“. Zentren (Punkte) und Entwicklungsachsen ergänzen sich dabei gegenseitig. Entwicklungsachsen stellen ein Bündelungskonzept für Siedlungswachstum und Infrastrukturausbau entlang von überörtlichen Verkehrsstraßen dar. Die Voraussetzung ist eine gute Erreichbarkeit der zentralen Orte im Individual- und öffentlichen Verkehr, auch in peripheren Regionen. Die *Dezentrale Konzentration* könnte demnach ein Modell für eine nachhaltige Siedlungsentwicklung sein, weil kompakte Siedlungen, niedrigerer Energieverbrauch (Fernwärme), günstige Erschließung durch den öffentlichen Personen-Nahverkehr, Fußgänger freundliche „Siedlungen der kurzen Wege“ und eine Schonung der Freiräume zu erwarten sind (Blotevogel 2010, ÖROK 2001). Die Kritik betrifft die schwerwiegenden Umsetzungsdefizite. Das Konzept war nicht erfolgreich, weil der Zersiedelung und Suburbanisierung kein Einhalt geboten werden konnte.

3. *Leitbild der Polyzentrischen Entwicklung*

Das ist ein zentrales Leitbild der europäischen Raumentwicklungsplanung. Es hat große Ähnlichkeiten mit dem Leitbild der Dezentralen Konzentration, wird aber auf ganz Europa umgelegt. So gesehen hat es eine ganz andere Dimension. Das Ziel ist hier neben dem Wirtschaftswachstum die Förderung der Wettbewerbsfähigkeit bei sozialem und territorialem Zusammenhalt des gesamten Gebietes der EU. Angestrebt wird ein ausgewogenes polyzentrisches Städtesystem, eine Vernetzung und funktionale Verflechtung bzw. Aufgabenteilung auf drei Ebenen:

- europäische Ebene (Metropolregionen)
- (trans)nationale Ebene: Städtesysteme als Netzwerke
- regionale Ebene: Vernetzung kleiner und mittlerer Städte, welche die Motoren für die wirtschaftliche Entwicklung ländlicher Regionen sein sollen

In Hinblick auf die Daseinsvorsorge gibt es auch hier eine Konzentration und Bündelung der Einrichtungen in den jeweiligen Zentren der verschiedenen Ebenen. Die Voraussetzung sind natürlich gute Verkehrsverbindungen sowohl im öffentlichen als auch im Individualverkehr. Kritisiert wird bei diesem Leitbild v.a., dass ländliche periphere Regionen nur mehr als Komplementärkategorie gesehen werden, d.h. dass diese keine eigenständigen Entwicklungspotenziale und -prozesse mehr haben. Die Versorgung in den Kleingemeinden bleibt offen.

4. *Leitbild der Wachstumsorientierung - Prinzip des Stärken stärken*

Hier steht das Prinzip des Wachstums vor dem Ausgleich im Vordergrund. Das Ziel ist wirtschaftliches Wachstum zu initiieren und zu stärken. Die Annahme ist, dass Wachstum und Innovation primär von den Zentren ausgehen und damit gesamtwirtschaftliches Wachstum stimuliert wird. Das hat im weiteren Sinn zur Folge, dass sich die regionalpolitischen Förderungen auf die Ballungsgebiete konzentrieren, während die Förderungen, die bisher auf die

strukturschwachen Regionen entfielen, zurückgefahren werden. Als Resultat einer solchen Politik einer Aufgabe der ausgleichenden Finanztransfers ist ein massiver Rückzug der Einrichtungen der Daseinsvorsorge zu erwarten. Eine wesentliche Kritik daran ist, dass diese grundsätzliche Annahme, dass Förderung der Ballungsgebiete einen größeren Beitrag zum Wachstumsziel leisten, unbewiesen ist. Eine weitere Kritik betrifft die Reduktion der ländlichen Räume auf ihre Entwicklung als Wirtschaftsstandorte, obwohl diese natürlich auch viele andere Funktionen haben, die im Rahmen dieses Leitbilds nicht erwähnt werden.

5. *Leitbild des wirtschaftlichen, sozialen und territorialen Zusammenhalts*

Auch dieses Leitbild ist ein europarechtlich inspiriertes Leitbild. Wesentlich ist, dass hier zum ersten Mal die unterschiedliche Entwicklung zwischen den Regionen sehr wohl toleriert wird, solange der gesamteuropäische Zusammenhalt gewahrt bleibt. Die Einrichtungen der Daseinsvorsorge sind eine Basis des europäübergreifenden Zusammenhalts - hier werden v.a. die netzgebundenen Einrichtungen genannt - und sie sind Voraussetzung für Teilhabechancen am sozialen und wirtschaftlichen Leben. Es ist nicht mehr der Versuch eine gleichwertige Versorgung aufrecht zu erhalten, sondern eine „angemessene“ Versorgung durch Mindeststandards. Dies ist auch einer der wesentlichsten Unterschiede zum erstgenannten Leitbild der Herstellung gleichwertiger Lebensbedingungen, die eine Versorgung auf hohem Niveau vorsieht. Die Mindeststandards sollen v.a. über Universaldienste gewährleistet werden. Universaldienste sollen sicher stellen, dass trotz der Marktöffnung für private Unternehmen eine flächendeckende Grundversorgung mit entsprechenden Qualitätsstandards aufrecht erhalten wird. Universaldienste gibt es z.B. bereits bei der Post und Telekommunikationsdienstleistungen. Die Tendenz geht hier vom Wohlfahrtsstaat zum Gewährleistungsstaat, d.h. die Dienstleistungen werden nicht mehr vom Staat selbst erbracht, sondern von privaten Akteuren entsprechend gewisser Qualitätsstandards. Die Kritik daran ist, dass die staatlichen Regulierungskompetenzen oft zu wenig ausgebaut sind, um Zugang zu gewährleisten. Im Forschungsprojekt PIQUE (www.pique.at) wurde die Privatisierung öffentlicher Dienstleistungen untersucht. Dabei wurde u.a. festgestellt, dass diese Regulierungskompetenzen zu wenig ausgebaut und zu wenig genutzt werden. In wichtigen Bereichen, wie z.B. im öffentlichen Personennahverkehr, bei der Elektrizitätsversorgung und bei den Krankenhäusern gibt es keine Universaldienste.

6. *Leitbild der Differenz für eine räumliche Entwicklung*

Hier wird eine gleichgestellte Verschiedenartigkeit propagiert. Die Differenz wird als Chance wahrgenommen. Es geht dabei um eine Stärkung der endogenen Potenziale und zum ersten Mal auch um eine Eigenständigkeit der Regionen. Es wird nach regional angepassten Lösungen für Einrichtungen der Daseinsvorsorge im Rahmen lokaler oder regionaler Entwicklungsgruppen, Entwicklungskonzepte bzw. raumordnerischer Verträge gesucht. Trotz der Differenz, die zwischen den Regionen zugelassen wird, sollen aber sehr wohl die Teilhabechancen der Bevölkerung an der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung gewahrt bleiben. Es sollen auch hier in den wichtigen Kernbereichen Bildung, Gesundheit, Post, Telekommunikation und Verkehr Mindeststandards erhalten bleiben. Die Kritik daran ist, dass nicht hierarchische und netzwerkartige Strukturen für eine solche regionspezifische Lösung Voraussetzung sind. Weiters ist dafür ein hohes zivilgesellschaftliches Engagement notwendig.

Um den Stellenwert dieser sechs Leitbilder bei der Umsetzung der österreichischen Raumentwicklungspolitik zu analysieren, müssen die drei Raumentwicklungskonzepte der Österreichischen Raumordnungskonferenz (ÖROK) näher betrachtet werden.

Im ersten *Österreichisches Raumordnungskonzept von 1981* ist das Leitbild die Herstellung gleichwertiger Lebensbedingungen sehr dominant. Gleich am Anfang steht „... die Herstellung von möglichst gleichwertigen

und ausgewogenen Lebensbedingungen in ganz Österreich (ist) anzustreben“ (ÖROK 1981, S. 12). Im Österreichisches Raumordnungskonzept von 1991 ist dieses übergeordnete Leitbild des regionalen Ausgleichs nicht mehr enthalten. Hier geht es vielmehr um konkretere Aussagen über die zu treffenden Maßnahmen. In den einzelnen Bereichen taucht dieses Leitbild auf gleichwertige Lebenschancen aber doch wieder auf. Der Anspruch auf gleichwertige Lebenschancen in den Bereichen Bildung, Gesundheit und Altenhilfe bleibt gewahrt (ÖROK 1991). Im letzten Österreichischen Raumentwicklungskonzept von 2001 werden v.a. zwei Leitbilder propagiert, zum einen das Leitbild der Herstellung gleichwertiger Lebensbedingungen. Dieses wird wieder explizit genannt, v.a. in Hinblick auf räumlicher Ausgleich und soziale Integration in ländliche Regionen. Auf der anderen Seite wird dieses Leitbild jedoch durch das Wachstumsziel relativiert. Dieses wird v.a. für die städtischen Regionen im Rahmen des „Standorts Österreich“ beworben. Die Leitbildvorstellungen beziehen sich hier auf unterschiedliche Regionen. Trotzdem ist das Leitbild des Ausgleichs nach wie vor vorhanden. Das Österreichische Raumentwicklungskonzept für 2011 ist bereits in Planung. Es gibt hier ein *Paper in Progress*. Gleich am Anfang wird da die „gleichwertige Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen (...) sicherzustellen“ angeführt. Als neuer Punkt ist aber auch im Vergleich zum ÖREK 2001 der Erhalt der Infrastruktur bei unterkritischer Auslastung enthalten. Diese Kosten-Nutzen-Debatte hat sich dahingehend gewendet, dass nicht nur mehr rein wirtschaftliche Gründe für den Erhalt der Daseinsvorsorge genannt werden.

Abschließend soll nun eine Verknüpfung mit der regionalen Realität hergestellt werden. Im Zuge der Studie (Machold und Tamme 2005) wurde auch die Bevölkerung in zwei ländlichen Gemeinden befragt, wie sie zur Aufrechterhaltung der Infrastruktur bzw. der Einrichtungen der Daseinsvorsorge stehen. Im Ergebnis zeigt sich, dass die Einrichtungen der Daseinsvorsorge eine große Bedeutung für die lokale Bevölkerung haben. Die verschiedenen Funktionen werden sehr wohl gesehen. Im Vordergrund steht die Versorgungsfunktion, aber auch die Schaffung von Arbeitsplätzen in der Gemeinde bzw. deren näheren Umgebung. Aber auch die soziale Funktion ist sehr wichtig, d.h. dass man sich dort trifft, dass Kommunikation stattfindet. Es werden auch die Auswirkungen auf den öffentlichen Raum gesehen, dass dieser einfach belebter ist, solange die Einrichtungen der Daseinsvorsorge noch vorhanden sind. Es ist jedoch auch herausgekommen, dass die Angebote mit Bedürfnissen der Bevölkerung übereinstimmen müssen. Man kann also nicht einfach ein Angebot hinstellen, das die Bevölkerung nicht so gut kennt oder bei dem es Bedenken gibt. Beispiele dafür sind Regionaltaxi oder Bioladen. Das wird dann im Endeffekt nicht angenommen. In dieser Hinsicht könnte das *Leitbild der Differenz für eine räumliche Entwicklung* doch sehr vielversprechend sein, da dieses eben einen starken Bezug zur Regionalentwicklung hat und weil hier die endogenen Potentiale im Vordergrund stehen. Wichtig dabei ist, dass die Grundversorgung mit Einrichtungen der Daseinsvorsorge in den Kernbereichen erhalten bleibt, dass die Bevölkerung in Belange der Daseinsvorsorge eingebunden wird, dass auch die nicht-motorisierte Bevölkerung berücksichtigt wird und v.a. auch dass die sozialen Aspekte bei der Daseinsvorsorge einbezogen werden.

Diskussion

Spiegler: Sie haben u.a. die Postpartnerschaften erwähnt. Schätzen Sie diese nach den Erfahrungen bzw. nach den Ergebnissen aus ihren Erhebungen als ein Erfolgsmodell ein oder nicht? Oder anders betrachtet, gibt es Erhebungen, wie viel die Postpartnerschaft als Zusatzeinkommen für diese kleinen Geschäfte, die diese Nahversorgung aufrecht erhalten sollen, bringt? Sie haben erwähnt, dass das Europäische Raumordnungskonzept auf zentrale Orte aufbaut und Sie dabei von kleineren und mittleren Städten. Was ist unter einer Kleinstadt oder mittleren Stadt zu verstehen?

Machold: Postpartner sind aus meiner Sicht so strukturiert, dass sie das gesamte bisherige Angebot der Post abdecken sollten.

Spiegler: Aus meiner persönlichen Erfahrung gibt es da schon große Versorgungslücken.

Machold: In der Theorie sollten die Postpartner im Großen und Ganzen das gleiche Angebot haben. Das ist im Unterschied zu den Postservicestellen zu sehen. Die Postservicestellen sind z.B. nicht über das Internet mit der Post verbunden, d.h. sie können keine Finanzdienstleistungen durchführen. Man muss also genau zwischen Postpartnern und Postservicestellen unterscheiden. Aus der Literatur gab es am Anfang große Kritik, aber gerade in den letzten Jahren sind die Meldungen bzgl. der Postpartner nun viel positiver. Diese werden von der Bevölkerung nun doch relativ gut angenommen.

Spiegler: Tragen diese zur Erhaltung der kleinen Geschäfte bei?

Machold: Diese sind ja nicht nur in kleinen Geschäften angesiedelt.

Tamme: Postpartner sind sehr unterschiedlich. Das sind oft Wirtshäuser, Drogerien oder Bäckereien. Die Zusammensetzung ist sehr heterogen. Es gibt aber auch Fälle, wo Postpartner wieder aufgegeben haben, weil es sich für sie nicht rechnet und das sind nicht so wenige. Dazu kommt weiters, dass das Postaufkommen generell sinkend ist. Gelbe Post wird immer weniger transportiert. Umgekehrt ist der Aufwand für die einzelnen Postpartner nicht unerheblich. Es ist immer die Frage, ob es sich für den einzelnen rechnet oder nicht. Die Post stellt das natürlich sehr positiv dar. Aber es gibt nicht wenige Fälle, wo Postpartner merken, dass das nicht dafür steht.

Machold: Mein Eindruck war, dass dies v.a. zu Beginn so war, dass sich dies aber in den letzten Jahren geändert hat.

Tamme: In den letzten drei Jahren wurden viele neue Postpartner eingerichtet. Viele wurden natürlich auch wieder geschlossen. Das Gesetz sieht ja vor, dass die Post nur dann schließen kann, wenn es einen Postpartner gibt.

Spiegler: Dann würde das Angebot ja nicht sinken.

Tamme: Zumindest muss ein Versuch unternommen werden, dort einen Postpartner zu finden. Das lässt sich von oben natürlich nicht dekretieren. Meinem Wissen nach wird dies aber in der Postdienstordnung schon erwähnt.

Machold: Die kleineren und mittleren Städte werden meinem Wissen nach nicht genau definiert. Gerade in Österreich ist das ein kritischer Punkt, weil Österreich klein und kleinstrukturiert ist. Was in Österreich eine Großstadt ist, ist im europäischen Rahmen eine Kleinstadt.

Spiegler: Trotzdem gibt es hier Übereinkünfte.

Pevetz: Ich glaube man darf nicht vergessen, dass es ein dialektisches Verhältnis zwischen den Einrichtungen der Daseinsvorsorge und dem Verhalten der Bevölkerung gibt. Es gibt Fälle, wo sich Geschäftsleute in kleineren Orten bemüht haben, zu überleben. Aber die allgemeine Motorisierung hat dazu geführt, dass man zum nächsten Supermarkt fährt. Dieses „Nicht mehr Brauchen“ und „Nicht mehr in Anspruch Nehmen“, das zunächst einmal zu sehr hohen Defiziten und schließlich womöglich zur Aufgabe von privaten sowie öffentlichen Einrichtungen der Daseinsvorsorge führt, ist Ausdruck nicht einer Vernachlässigung ländlicher Räume, sondern erstens bedingt durch die berufliche Modifizierung (weg vom örtlichen Beruf, hin zu Pendeln), zweitens durch die allgemeine Motorisierung und drittens auch durch das Interesse, einfach am Land zu leben und dort einen Wohnsitz zu haben. Letzteres ist in Österreich sehr populär. Andererseits will man aber auch immer wieder in einen größeren Ort fahren. In einer unserer letzten Sitzungen hörten wir über die ländliche Jugend, die nicht unbedingt abwandert, aber sehr mobil ist. Es muss nicht mehr immer alles an Ort und Stelle geschehen. In Laab am Walde gab es z.B. den Nachtclub Malibu, der längst schon zumachte. Warum sollte man dort in einen Nachtclub gehen, wenn man auch nach Hainfeld oder St. Pölten fahren kann? Das ist ein Faktor, der oft bei diesen Konzepten übersehen wird, die tatsächlichen Verhaltensweisen der Bevölkerung.

Machold: Ich stimme Ihnen dabei völlig zu. Es ist klar, dass sich die Konsummuster komplett geändert haben, dass man mit dem Auto zum Supermarkt Einkaufen fährt. Dies führt de-facto zu einem Rückbau der Daseinsvorsorge. Auf der anderen Seite kommen diese Leitbilder ins Spiel. Die Frage lautet, was will man für den ländlichen Raum? Wenn man sagt, o.k. die Leute wollen das nicht, dann lassen wir es einfach, dann wird es auch wirklich so sein, dass nichts mehr ist. Auf der anderen Seite ist meiner Meinung nach gerade eben in der letzten Zeit ein stärkeres Bewusstsein dafür entstanden, was diese Daseinsvorsorge sein kann und wie wichtig diese in den ländlichen Gemeinden ist. Es gibt z.B. eine Initiative in Vorarlberg, wo sich dreizehn Bürgermeister zusammen geschlossen haben, um konkret auf die Nahversorgung in den einzelnen, ziemlich abgelegenen ländlichen Gemeinden konzentrieren. Es gibt z.B. auch eine Art „passive Sanierung“. Diese wird immer wieder im Rahmen des Leitbildes der Wachstumsorientierung genannt. Man lässt die Orte so wie sie sind. Dann wird sich über kurz oder lang das Problem schon selber lösen, da die Menschen wegziehen. Man muss sich überlegen, was man will.

Pevetz: Zunehmend wichtig werden Einrichtungen wie Kindergärten, Schulen usw. Denn das trifft die Familien am meisten. Wenn das fehlt, kann das zu einer tatsächlichen Abwanderung führen. Das ist ein ganz wichtiger Faktor, der erst in den letzten Jahrzehnten so bedeutend geworden ist.

Machold: Ja, das stimmt. Das kann man auch in den Interviews feststellen.

Kolland: Mit dieser Phänomenologie der Leitbilder wurde von Ihnen auch eine historische Entwicklung gezeigt. Bei einer Phänomenologie ist immer wieder die Frage, was die dahinter liegenden Prozesse sind. Für mich gibt es da mehrere Möglichkeiten. Eine der Analyseraster könnte mit den Veränderungen des Nationalstaates zusammenhängen. Ich habe den Eindruck, dass man hinter diesen Mustern erkennen kann, welche Bedeutung der Nationalstaat in dieser Entwicklung hat, und von den Repräsentanten des Staates aus gedacht wurde. Erst beim letzten Modell, dem Differenzierungsmodell, zeigt sich eine Abkehr davon. Man muss sich fragen, woher diese Leitbilder kommen und ob da nicht staatliches Denken sehr stark verankert ist, um eine gewisse Hegemonie, Dominanz oder was auch immer aufrecht zu erhalten. Das wäre auch machtpolitisch von Interesse. Wäre das ein interessanter Analyseraster? Wie weit könnte hier auch Raumsoziologie verwendet werden? Die neueren raumsoziologischen Untersuchungen wären hier vielleicht recht interessant, d.h. dass man nicht nur beschreibt, sondern auch ein analytisches Raster darüberlegt.

Machold: Zur Veränderung des Staatsdenkens kann man sagen, dass beim Leitbild der gleichwertigen Lebensbedingungen der Staat sehr dominant ist. Dies war de-facto das Leitbild der 1960er und 1970er Jahre. Man hatte damals auch von der Raumordnung her das Gefühl, dass man etwas bewegen und Maßnahmen für eine positive Entwicklung im Sinne dieser gleichwertigen Lebensbedingungen setzen kann. Seit den 1980er Jahren werden diese Machbarkeitsphantasien und staatliche Herangehensweisen, zentralistisch von oben herab, immer stärker in Zweifel gezogen. Man begann sich zu fragen, wie sich die Regionen wirklich entwickeln. Es gab auch negative Beispiele in Hinblick auf die Industrialisierung einiger ländlicher Regionen. Es hat nicht funktioniert, einfach einen Betrieb hinzusetzen. Es braucht mehr dazu, als dass der Staat machtvoll eingreift. Der Staat zieht sich immer mehr davor zurück, Dienstleistungen wie Post oder Telekommunikation selber anzubieten. Das kommt besonders in dem Leitbild des wirtschaftlichen, sozialen und territorialen Zusammenhalts heraus. Der Staat entwickelt sich in Richtung eines Gewährleistungsstaates, der nur noch die Rahmenbedingungen setzt, in denen private Akteure handeln können. Dies ist nun das Leitbild auch auf EU Ebene.

Kreutz: Ländlicher Raum ist eine Kategorie, die gerade in Österreich sehr verschiedene Dinge abbildet. Es gibt grenznahe Regionen mit ihren ganz spezifischen Problemen. Österreich steht mit dem Rücken zu den Grenzen. Wenn man Grenzmaßnahmen plant, dann ist das meist das Bundesheer, oder man kappt den Zug in Oberwart, der zum natürlichen Zentrum Szombathely führen könnte. Wo auch immer in Österreich ist die Grenze im Rücken. Ein Großteil des ländlichen Raumes in Österreich ist grenznah. Der grenznahe Raum wird ruiniert, indem man praktisch mit dem Rücken zur Grenze steht. Alle

Konzeptionen sind national und mit dem Rücken zum Entwicklungsraum, der auch ein Zentralraum für die ländlichen Regionen ist. Das gilt auch inneralpin. Ich hatte einmal das Abenteuer mit der Bahn von Linz in das Sölktal zu fahren. Das ist ein Vergnügen. Ich musste dann für 20 km ein Taxi nehmen, da die Bahn ausgefallen ist. Und das liegt auf der zentralen Verbindungsachse zwischen Salzburg, Graz und Linz. Nach Wien sind das die zentralen großen Orte, die man miteinander verbinden müsste. Aber dazwischen ist Wüste. Ich möchte das an einem konkreten Beispiel erörtern. In St. Gallen im Ennstal gibt es eine sehr interessante Initiative, im Sommer zeitgenössische Musik zu spielen. Das geht sehr gut. Man glaubt es nicht. Aber versuchen Sie einmal mit dem öffentlichen Verkehr nach St. Gallen und von dort wieder weg zu kommen.

Machold: Die öffentliche Verkehrsinfrastruktur ist natürlich ganz wesentlich in diesem Bereich. Leider ist sie immer weniger vorhanden.

Tamme: Mein Eindruck ist, dass sich die Situation in den letzten zwanzig Jahren schon sehr stark verändert hat. Von einer geschlossenen Grenze zu Deutschland, der Schweiz oder Südtirol kann man überhaupt nicht sprechen. Das ist doch alles durchlässig und auch im Osten ist es nun nicht mehr so, als ob ein Eiserner Vorhang bestünde. Sie schildern das so, als ob die Grenze nach wie vor geschlossen wäre, aber das stimmt ja nicht. Es gibt auch großräumige Pendlerbewegungen, die beispielsweise von Westungarn nach Wien führen. Das widerspricht ja dem allen. Was jedoch schon stimmt ist, dass manches weitgehend nationalstaatlich reguliert ist, wodurch es zu Defiziten kommt. In Bezug auf den öffentlichen Verkehr muss man auch die Frage stellen, wer mit der Bahn nach St. Gallen fährt. Letzte Woche fuhr ich mit der Bahn ins Piestingtal. Das sind Geisterzüge, da sitzen vielleicht fünf Leute drinnen. Es geht immer Hand in Hand mit Angebot und Nachfrage. Die Leute fahren halt mit dem Auto. Natürlich gilt auch bis zu einem gewissen Punkt, dass wenn es kein Angebot, es auch keine Nachfrage gibt. Das ist ein dialektischer Prozess, den vorhin Kollege Pevetz beschrieben hat.

Pevetz: Das ist der Unterschied zur Schweiz.

Machold: In der Schweiz ist das Angebot sehr gut und das wird auch genutzt.

Wieser: Und es hat ein hohes Prestige.

Machold: Ich würde das eher umgekehrt sehen. Wenn das Angebot sehr schlecht ist, werden die Leute immer weniger fahren, weil es einfach wahnsinnig ist, wenn man drei Stunden mit dem öffentlichen Verkehrsmittel braucht, wo man dazu mit dem Auto vielleicht nur eine Stunde benötigt. Da müsste man schon zuerst einmal das Angebot wieder so machen, dass es überhaupt auf lange Sicht nutzbar ist.

Tamme: Ein weiterer sehr wichtiger Punkt ist, was historisch dahinter steckt, was da vor 30 oder 40 Jahren anders war. Ich denke, damals gab es einfach einen Planungsoptimismus, der auch objektiv seine Erfolge hatte. Wer hat die Gymnasien in die Bezirkshauptstädte gebracht? Das war die Bildungsoffensive der 1970er Jahre. Bis dahin gab es die dort nicht. Es wurden Erfolge erreicht, in gewisser Weise wurde aber auch der Zenit überschritten, von dem was möglich ist. Andererseits hat der Staat heute überhaupt nicht mehr die Möglichkeit so zu planen, wie vor 40 Jahren. Damals waren Bahn und Post ein Staatsmonopol. Die Instrumentarien und Möglichkeiten sind heute oft ganz andere. Das muss man auch sehen.

Hoppichler: Das Leitbild der gleichwertigen Lebensbedingungen der 1970er stimmte mit dem damaligen wirtschafts-, regional-, industrie- und beschäftigungspolitischen Leitbild des Ansiedelns von Firmen überein. Wurde bei dieser Studie auch darauf reflektiert? Um es kritisch auszudrücken, gibt es heute ein Leitbild für Daseinsvorsorge, aber man hat für die ländlichen Gebiete kein ordentliches wirtschafts- oder beschäftigungspolitisches Leitbild mehr. Ich lebe seit 25 Jahren auf dem Land im Weinviertel. Manchmal habe ich das Gefühl, dass die Leute am Land nur noch in der Landwirtschaft und im Raiffeisen Lagerhaus beschäftigt sind. Der Rest ist modern ausgedrückt im öffentlichen Bereich der Daseinsvorsorge. Je mehr

die Daseinsvorsorge schrumpft, desto mehr geht die Bevölkerung in den ländlichen Gebieten zurück. Mein persönlicher Eindruck ist, dass da nicht mehr dagegen gearbeitet wird und wenn, dann beschränkt sich dies auf einfache Statements, wie keine Schule, kein Spital wird geschlossen.

Machold: Beschäftigungspolitische Leitbilder wurden keine analysiert. Ich habe mich im Rahmen meiner Leitbilder auf die Daseinsvorsorge konzentriert. Im Österreichischen Raumentwicklungskonzept wird schon darauf eingegangen, indem propagiert wird, dass eine flächendeckende Besiedlung aufrecht erhalten werden soll. Das heißt aber auch, dass die Leute in ihrer näheren Umgebung arbeiten können müssen, damit die Pendlerströme nicht so sehr überhand nehmen. Im Zuge der Raumentwicklungspolitik wird schon verfolgt, dass der ländliche Raum ein lebenswerter Raum bleibt. Wie weit das dann umgesetzt wird und wie konkret diese Leitbilder in beschäftigungspolitische Maßnahmen einfließen, das wird sich erweisen. Das ist eben das Problem mit Leitbildern und Entwicklungsplänen. Aber zumindest ist diese Absicht noch enthalten. Sollte das aus dem Konzept herausfallen, dann wäre das ein schwerer Schnitt.

Oedl-Wieser: In der regionalen Förderpolitik gibt es sehr wohl Ansätze, im ländlichen Raum verstärkt Business Parks zu errichten und Beschäftigung zu schaffen. In einzelnen Bundesländern gibt es da sehr vielfältige Programme, um Beschäftigung zu generieren. So einfach lässt sich das nicht sagen, dass sich die Wirtschaft ganz verabschiedet hätte, Betriebe anzusiedeln und Arbeitsplätze zu schaffen. Es ist nur anders gelagert als vor 40 Jahren.

Hoppichler: Ich habe das vielleicht etwas überspitzt, trotzdem habe ich das Gefühl, dass die Versuche der EU Regionalpolitik im ländlichen Raum nicht ordentlich ankommen. An manchen Orten gibt es zwar kleinerer Projekte, wie z.B. im Bereich des sozialen Wohnbaus, aber man bekommt das Gefühl, dass diese nicht mehr richtig greifen. Kleine alte Städtchen in der Peripherie wie Pulkau, Eggenburg oder Drosendorf liegen im Sterben. Die Regionalökonomie will dort selbst nicht mehr hin, die Leute glauben an sich selber nicht mehr. In den 1970er und 1980er gab es noch regionale Investitionen. Die Banken haben aber mittlerweile das Geld von der Bevölkerung aufgesogen, um damit in Wien oder in New York zu spekulieren. Es fehlt einfach auch an wirtschaftlicher Dynamik, das ist zumindest meine Beobachtung.

Im zweiten Referat präsentierte **Maria Fraczek** Ergebnisse ihrer am Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaften der Universität Wien durchgeführten Diplomarbeit zum Thema *Fremd- und Selbstbild österreichischer LandwirtInnen*. Dabei geht es darum, was Bauern und Bäuerinnen übereinander denken, wie diese in Film und Fernsehen in Stereotypen dargestellt werden und wie nicht-bäuerliche Bevölkerungsgruppen dem gegenüber stehen. Fremdbild bedeutet, welches Bild die anderen über einen selbst haben und Selbstbild, wie ich mich selber sehe. Beides ist natürlich wechselseitig bedingt und beeinflusst sich gegenseitig. *Fraczek* schrieb ihre Diplomarbeit beim Fernsehpsychologen *Univ. Prof. Dr. Peter Vitouch*. Ursprünglich hatte sie ein anderes Thema, für das es aber zu wenig Material gab. *Vitouch* gab dann den Rat, über das Thema „Bauer sucht Frau“ zu schreiben, denn das interessiere die Leute. *Fraczek* hat, verglichen mit den Anwesenden, keinen direkten Bezug zur Landwirtschaft. Ihre Großeltern waren jedoch Bauern in einer langen Tradition bäuerlicher Familien, ihre Mutter wuchs auf einem Bauernhof auf und ihre Verwandten sind zum Teil immer noch Bauern. So verbrachte sie selber als Kind ihre Sommerferien oft am Bauernhof. Für ein Stadtkind hat sie deshalb relativ viel Einblick in das, was auf einem Bauernhof abläuft. Daher war sie der Meinung, dass die Darstellung von LandwirtInnen in der Doku-Soap „Bauer sucht Frau“ nicht unbedingt mit der Realität übereinstimmt. Sie wollte wissen, wie LandwirtInnen und andere Leute, die in der Stadt leben und arbeiten, über diese Sendung denken.

Zunächst soll der theoretische Hintergrund der Studie erörtert werden.

Substantialisierung und Verdinglichung

Hans Dieter Mummendey beschäftigte sich intensiv mit dem Fremdbild und dem Selbstbild. Unter dem Begriff *Substantialisierung* wird verstanden, wie wir eine Situation, ohne deren Vorgeschichte zu kennen, beurteilen. Wir sehen z.B., wie eine Person eine andere anrempelt, und denken uns dabei „so ein

Aggressiver“. Aber wir kennen die Vorgeschichte nicht. Vielleicht ist er gerade von jemand anderem angerempelt worden und rempelt nur weiter, weil er den Stoß nicht abfangen konnte. Substantialisierung führt oft zur *Verdinglichung*. Dabei werden alle Geschehnisse, die dieser Situation ähnlich sind, in der gleichen Weise kategorisiert. Dies passiert permanent. Wir teilen bestimmte Situationen, die wir erleben, in bestimmte Kategorien ein. Dies ist nicht unbedingt schlecht, sondern erleichtert das Verhalten. Wenn man jedoch weitergeht, landet man beim Vorurteil.

Selbstkonzept

Unser Gehirn ist nicht fähig, alle Situationen als komplett neue Situationen aufzunehmen. *Mummendey* versteht unter dem *Selbstkonzept* eines Individuums die Gesamtheit aller Selbstbeurteilungen. Das beinhaltet das Selbstbild, d.h. wie ich mich selbst sehe, das Fremdbild, d.h. wie die anderen mich sehen, die Selbstwahrnehmung, d.h. wie beobachte ich mich, was ich so tue und die Fremdwahrnehmung, d.h. wie beurteile ich andere Leute bzw. wie nehme ich diese wahr. Ich mache irgendetwas, die anderen reagieren darauf. Ich nehme etwas wahr (Fremdwahrnehmung) und ändere mich dadurch selbst wieder. Durch die Selbstdarstellung ist alles Leben Bühne. Nicht nur bei einem Bewerbungsgespräch muss ich mich selbst darstellen, auch wenn ich in den Supermarkt Einkaufen gehe, mache ich mir Gedanken, wie Menschen, die neben mir stehen, reagieren, wenn ich mir vielleicht eine Schokolade kaufe. *Daryl J. Bem* spricht bei der Selbstwahrnehmung versus Fremdwahrnehmung von Insidern und Outsidern. Er erklärt dies an einem einfachen Beispiel. Wir sehen jemanden, der eine Kiste hochheben möchte. Die Kiste ist nicht allzu groß, aber er müht sich furchtbar ab. Wir fragen uns als Outsider, ob der überhaupt keine Kraft hat, da er es nicht schafft, diese hochzuheben. Der Insider kennt aber die Vorgeschichte, da er die Kiste auch schon einmal hoch gehoben hat oder weiß, was drinnen ist. Er weiß, dass die Kiste zwar klein, aber sehr schwer und vielleicht auch unhandlich ist. Darum ist es für ihn selbstverständlich, dass es eine Mühsal ist, diese hoch zu heben. Dieses Wissen über Insider und Outsider führt zur *Theorie der Selbstwahrnehmung (Self-Perception Theory)*.

Selbstdarstellung und Selbstdarstellungstechniken

Der Begriff der *Selbstdarstellung* bzw. englisch *Impression Management* geht zurück auf *Erving Goffman*.

Mummendey unterscheidet zwischen positiven und negativen *Selbstdarstellungstechniken*, wobei es aber keine klaren Abgrenzungslinien gibt. Zu den positiven Selbstdarstellungstechniken zählt z.B. die Übertreibung („Over-Statement“), um selbst in einem besseren Licht dazustehen oder die Beispielhaftigkeit („Exemplification“), die bei Fehlern aber leicht scheinheilig wirken kann. Auch eine besondere Offenheit („Self-Disclosure“) ist eine Selbstdarstellungstechnik. Aber dabei erwartet man sich etwas zurück. Wenn ich mich selbst öffne, dann erwarte ich mir, dass auch der andere das tut. Auch Einschmeicheln („Ingratiation“) ist eine Selbstdarstellungstechnik. Negative Selbstdarstellungstechniken sind z.B., sich selbst unvollkommen darzustellen („Self-Handicapping“), also kundzutun, dass man wegen einer Krankheit dieses oder jenes nicht so gut erledigen konnte. Man nimmt dabei quasi gleich eine Entschuldigung vorweg in der Hoffnung, dass dann alle sagen, „aber trotzdem, obwohl du krank warst, hast du das ganz toll gemacht.“ Auch das Herabsetzen der eigenen Fähigkeiten („Under-Statement“) und Hilfsbedürftigkeit („Supplication“) gehören zu den negativen Selbstdarstellungstechniken. „Hilfebedürftige“ brauchen z.B. keinen schweren Koffer zu tragen, während Kinder oft sagen, sie hätten Bauchweh, damit sie mehr Aufmerksamkeit bekommen. Es gibt jedoch Menschen, die das übertreiben. Es fällt dann auf, dass jemand immer wieder eine Krankheit hat, um im Mittelpunkt zu stehen. Dieser „eingebildete Kranke“ wird dann als Hypochonder entlarvt. Auch Andere abzuwerten („Blasting“) gehört in diese Kategorie: Die Definition „negative Selbstdarstellung“ muss nicht immer heißen, dass man sich selbst negativ darstellt – sie kann auch beinhalten, andere abzuwerten.

Bauer sucht Frau

In der Diplomarbeit wurde die Kennenlern/Seifen-Oper/Reality-Show „Bauer sucht Frau“ untersucht. Auf ATV wird diese Sendung seit 2005 ausgestrahlt. In Großbritannien gab es bereits 2001 mit „Farmer Wants a Wife“ ein ähnliches Format. In der Schweiz gab es bereits 1983 im Rahmen einer anderen Sendung eine Kurzreportage zum Thema „Bauer sucht Bäuerin“. Nach zwanzig Jahren gab es diesbezüglich sogar einen Rückblick, was daraus geworden ist. Die Bemühungen waren durchaus erfolgreich. Auch bei ATV gab es bereits Hochzeiten und Kinder wurden geboren.

Die Gruppendiskussion als Methode

Als Methode für die Untersuchung wurde die *Gruppendiskussion* gewählt. Der Begriff ist vielleicht bekannt aus der Markt- und Meinungsforschung, wo diese aus ökonomischen Gründen gerne verwendet wird: Viele Personen können gleichzeitig befragt werden. Eine Gruppendiskussion ist jedoch mehr als eine Gruppenbefragung von Meinungsforschungsinstituten. Die Gruppendiskussion ist eine Diskussion, bei der sich der/die ForscherIn eher heraushält. Die Gruppe ist auch nicht bunt zusammen gewürfelt, sondern meist eine Realgruppe, d.h. Freunde, Nachbarn oder ArbeitskollegInnen, die sich schon untereinander kennen. Das nimmt die Hemmung, „rundheraus“ zu diskutieren und das Ganze wird selbstläufiger. Man könnte denken, dass diese Freunde oder Nachbarn nun wahrscheinlich alle dieselbe Meinung hätten, was aber nicht der Fall ist. Durch die Diskussion werden viele Aspekte aufgeworfen, die wahrscheinlich in einem Interview mit einer Einzelperson gar nicht berücksichtigt worden wären.

Der Ablauf der Gruppendiskussion

Man stellt bei einer Gruppendiskussion entweder eine Eingangsfrage oder bietet einen Grundreiz. Bei der gegenständlichen Studie wurde eine Mischung aus beidem gemacht. Es wurden vier Ausschnitte aus Sendungen gezeigt, einer aus „Bauer sucht Frau“ und drei weitere aus „We Feed the World“. In einem der Ausschnitte von „We Feed the World“ berichtet ein Bauer über Probleme seit dem EU-Beitritt, im zweiten spricht ein Bauer, der auf einem Traktor sitzt, über Mais, welcher einer Verfeuerung zugeführt wird, im dritten ging es um sehr traditionelle Landarbeiter in Rumänien, die noch mit der Sense arbeiten und wo viel mit Handarbeit erledigt wird. Bei der Diskussion ist auf Selbstläufigkeit zu achten: Der/die ForscherIn nimmt sich aus der Diskussion eher heraus. Er/sie leitet zwar die Diskussion, damit sie nicht zu sehr abdriftet, er/sie ist aber eher für das Organisatorische, für das Beobachten und das Aufnehmen zuständig. Man hofft, dass die Gruppe sehr viel immanentes Potential hat, d.h. von sich aus möglichst viele für den/die ForscherIn interessante Themen anschneidet. Man braucht aber auch vorbereitete Fragen für das exmanente Nachfragen. Dabei sollte man aber nicht direkt fragen, sondern die Diskussion durch Nachfragen in eine bestimmte Richtung steuern, wie z.B. „Teilnehmer X., Sie sprachen vorhin über die Urlaubssituation als Landwirt, wie ist das genau?“ Nach der Diskussion ist es wichtig, ein Kurzprotokoll anzufertigen, um zu wissen, wer neben wem gesessen hat. Die Teilnehmer werden anonymisiert mit laufenden Buchstaben (A, B, C, D usw.) im Urzeigersinn nach der Sitzordnung bezeichnet. Bei der Transkription steht ein m für einen männlichen Teilnehmer, ein f für eine weibliche Teilnehmerin (Am, Af usw.). Soziodemographische Daten, wie Altersgruppe, höchste abgeschlossene Ausbildung usw. sollten am Ende der Diskussion erhoben werden. Bei dieser Studie erfolgte dies allerdings am Anfang. Weiters wurde ein Fragebogen ausgeteilt, um sich selbst und die anderen einzuschätzen. Im folgenden Diagramm wird bereits die Auswertung des Fragebogens dargestellt:

	Af	Bf	Cm	Df
Ich habe Landwirte in der Familie/im engeren Bekanntenkreis	Ja	Nein	Nein	Ja
Ich war schon einmal auf einem Bauernhof	Ja	Ja	Ja	Ja
Warum war ich auf einem Bauernhof	Besuch	-	Urlaub und Ferialpraxis	Urlaub, Erholung, Mithilfe
Ich habe am Bauernhof mitgeholfen	Nein	Nein	Ja	Ja
In meinem Beruf bin ich...	Sehr ausgelastet und unzufrieden	Sehr ausgelastet	Zufrieden	Mittel ausgelastet
Mein Beruf wird von anderen anerkannt/als vollwertig angesehen	Ja	Nein	Ja	Ja
Die Bezahlung in meinem Beruf ist ...	Gut	Gut	Mittelmäßig, bin aber zufrieden	Eher unterbezahlt
Es wäre schön, wenn meine Kinder denselben Beruf ergreifen	Nein	Ja	Ja	Nein
Der Großteil der Bevölkerung weiß, was ich in meinem Beruf zu tun habe	Nein	Nein	Ja	Ja
Meine Freizeit neben dem Beruf ist...	Nicht vorhanden	Zu wenig	Zu wenig	Ausreichend

Die Fragen lauteten z.B., ob man Landwirte in der eigenen Familie oder im Bekanntenkreis hat, am Bauernhof mitgeholfen hat usw. Das Ganze diente als kleine Einstimmung auf die Diskussion, sollte etwas beruhigen und eine entspannte Atmosphäre schaffen. Bei der Gruppendiskussion ist es sehr wichtig, dass der Rahmen nicht klinisch steril ist. Bei den Diskussionen für diese Studie gab es sogar etwas zu essen und zu trinken.

Die Eingangsfrage wurde bei der ersten Gruppendiskussion erst nach den Filmausschnitten gestellt. Sie lautete folgendermaßen: „In den Ausschnitten sehen wir zwei sehr unterschiedliche Typen von Landwirten: welcher der Ausschnitte kommt euch denn am realistischsten vor, und welchen Landwirt findet ihr denn sympathischer bzw. welcher wärt ihr gerne?“ Es war gut, dass gleich nach der ersten Gruppendiskussion mit der Auswertung begonnen wurde. Denn es zeigte sich, dass, wenn die Frage erst nach den Ausschnitten gestellt wird, diese nicht so sehr beachtet werden - man weiß ja nicht, um was es geht.

Fraczek zeigt an dieser Stelle den ersten Filmausschnitt von „Bauer sucht Frau“ aus der ersten Folge der ersten Staffel. Der Bauer schreitet mit einer Moderatorin über eine Wiese und erzählt, wie sein Tagesablauf aussieht.

Moderatorin: „Viel Arbeit oder wie schaut denn da der Tag so aus?“

Bauer: „Ich habe mir schon alles hergerichtet, damit wir das zu zweit mit der Mutter schön schaukeln können“.

M: „Wann steht ihr dann so auf?“

B: „Um halb Sechs, dreiviertel Sechs stehe ich auf. Es ist nicht ganz genau, dass ich nach der Zeit aufstehe, wie es mir halt so passt.“

M: „Und wie geht es dann weiter tagsüber?“

B: „Wie es im Sommer jetzt so ist, die Rinder sind alle auf der Weide draußen, da habe ich eigentlich gar nichts zu tun.“

M: „Was machst du dann so?“

B: „Was halt gerade anfällt. Entweder gehe ich in den Wald oder bis jetzt hatte ich zwei Baustellen, eine Almhütte und eine Forststraße gebaut, war eh viel zu tun, ordentlich zu tun. Ich habe gewaltigen Stress gehabt.“

M: „Bist du Landwirt mit Leib und Seele? Kann man das so sagen?“

B: „Schon, ja genauso wie du es sagst, einfach in der Natur draußen sein.“

M: „Ja, das wollte ich dich eben fragen. Was ist für dich die Faszination Landwirt zu sein?“

B: „Der Wald, die Natur, selbst der eigene Herr sein, der Chef sein, die Weite und so. Die Natur ist einfach das Schönste.“

Nach diesem Ausschnitt aus „Bauer sucht Frau“ sowie den weiteren drei von „We Feed the Word“, wobei zwei davon eher realistisch sind und der letzte aus Rumänien eher romantisch, wurde die Eingangsfrage noch einmal wiederholt. Vor der Durchführung der Diskussionen wurde bereits überlegt, welche Themen angeschnitten werden sollen, damit die Forschungsfragen beantwortet werden können. Die Liste umfasste folgende Themen bzw. Fragen:

- Was sind die Vorstellungen/Erfahrungen über bzw. mit dem landwirtschaftlichen Beruf?
- Welche Unterschiede gibt es bei den verschiedenen Darstellungen im TV?
- Wie sehr entsprechen diese Darstellungen nach der Meinung der DiskussionsteilnehmerInnen der Realität? Sind sie zu romantisch?
- Wie wäre der „perfekte Landwirt“? Welcher der gezeigten ist sympathischer?
- Wie ist die Einstellung gegenüber den jeweils anderen Berufsgruppen, d.h. den Bauern/Bäuerinnen bzw. Nicht-Bauern/Bäuerinnen?
- Wie ist die finanzielle und allgemeine Zufriedenheit im eigenen Beruf?
- Gibt es „Neid“ oder „Mitleid“ gegenüber den jeweils anderen Berufsgruppen, d.h. den Bauern/Bäuerinnen bzw. Nicht-Bauern/Bäuerinnen?
- Wie sieht die Zukunft aus, für sich selbst und für die Nachkommen? Sollen Kinder auch diesen Beruf ergreifen? Wollen auch Städter, dass ihre Kinder denselben Beruf ergreifen wie sie?

Die Auswertung der Gruppendiskussionen

Die Auswertung der Tonbänder erfolgte unmittelbar nach der Diskussion in drei Schritten. Der erste Schritt ist die *Formulierende Interpretation*. Dabei wird ein thematischer Verlauf erstellt. Die Diskussionen dauerten zwischen einer und drei Stunden. Beim thematischen Verlauf wird diese große Menge an Daten kurz zusammengefasst zu einem Thema, das sich während einer Diskussionsphase ergeben hat, und beschrieben, was dazu gesagt wurde. Es wurden insgesamt vier Realgruppen befragt:

1. In der Stadt Lebende und Arbeitende, die eventuell irgendwann einmal mit Bauernhöfen in Kontakt kamen, aber im Wesentlichen städtisch geprägt sind
2. Personen, die in Wien studieren und in Wien aufgewachsen sind, jedoch nichts studieren, das mit Landwirtschaft zu tun hat.
3. Eine gemischte Gruppe von Wiener und Nicht-Wiener BOKU-StudentInnen
4. Landwirte

Die Auswertung soll anhand des folgenden Ausschnitts aus der ersten Diskussionsgruppe mit je zwei Studenten und Studentinnen, die alle in Wien wohnen und in Wien aufgewachsen sind, demonstriert

werden. Zum Teil waren die DiskussionsteilnehmerInnen zwar als Kinder schon auf Bauernhöfen, sie sind aber alles Städter, die in Wien bleiben wollen.

Beschreibung der Ausschnitte:

Beschreibung Ausschnitt 1, sei sehr idealistisch

Ausschnitt 2-4 realistischer

Arbeit des Bauern ist schwer, v.a. Bm und Cm wollen keine Bauern sein

Df erzählt von Bekannten, die Landwirtschaft haben, Af und Df zählen schöne Seiten

des Lebens auf Bauernhof auf, Bm und Cm werfen immer wieder Argumente dagegen

ein, z.B. nie Urlaub

Nach Erstellung des thematischen Verlaufes wurde die Diskussion transkribiert, jedoch nicht als Ganzes, sondern nur die Anfangsphase, die Phase der höchsten metaphorischen Dichte, d.h. dort wo das inhaltlich Interessanteste und Wichtigste vorkommt, sowie die Phase der höchsten interaktiven Dichte, d.h. der Teil, wo es am emotionalsten zugeht. Letzteres merkt man daran, dass die Leute am meisten miteinander reden oder dass manche, die sonst nur Hochdeutsch reden, in den Dialekt fallen.

Die Transkription erfolgt nach einem bestimmten Schema. Af und Df sind Frauen, Bm und Cm Männer. Am linken Rand werden die Zeilen durchlaufend nummeriert. @ bedeutet ein kurzes Auflachen, L dass diese Personen gleichzeitig reden. Im folgenden Beispiel geht es um die Vor- und Nachteile des bäuerlichen Berufes. Es zeigt sich dabei, dass die beiden Frauen diesem eher positiv, die beiden Männer eher negativ gegenüber stehen.

- 150 Af: also, ich weiß nicht, soo schlimm stell ich`s mir jetzt nicht vor, es hat sicher
 151 schöne Seiten
 152 Cm: du hast zum Beispiel nie Urlaub
 153 Bm: ja, das @(.)@
 154 Cm: du arbeitest dein ganzes Leben lang
 155 Af: du musst dich halt entscheiden ob du; du wohnst sicherlich bei deinem Beruf
 156 Df: L du machst alles; du machst so viel selber
 157 Af: L ja, man macht alles selber, das find ich
 158 schon gut; drum hab ich auch den mit der Sense irgendwie netter gefunden als
 159 die die auf den Maschinen sitzen

Als nächstes erfolgt eine thematische Feingliederung bei der *Formulierenden Interpretation*. Die Worte der direkten Rede werden dabei in eine Aussage gefasst. Man muss hier allerdings sehr aufpassen, dass man den TeilnehmerInnen nichts in den Mund legt. Diese Interpretation wird über mehrere Zeilen hinweg gemacht.

130-151: Einwendungen, dass das Landleben auch sehr schön sein kann und viele Bauernkinder den Wunsch haben, auch Landwirt zu werden

152-155: Feststellungen, dass man als Landwirt nie Urlaub hat und immer arbeiten muss

156-190: Thema: Vorzüge des Bauernlebens

156-160: Die schönen Seiten des Bauernlebens sind das Selbst produzieren und mit der Hand arbeiten

Nach der Zeile 155 ergibt sich mit den „Vorzügen des Bauernlebens“ von selbst das nächste Thema.

Der zweite Schritt ist die *Reflektierende Interpretation*. Dabei ergibt sich, vereinfacht dargestellt, ein bestimmtes Muster. In der Diskussion stellt immer eine Person eine Proposition, d.h. eine Stellungnahme, mit der sie ihre Orientierung zum Ausdruck bringt. Das kann auch eine Anschlussproposition sein, d.h. jemand gibt eine Proposition einer anderen Person in modifizierter Form wieder. Auf diese Proposition wird dann in Form von Elaborationen reagiert. Dies kann entweder eine Exemplifizierung sein, d.h. ein Beispiel wird gegeben oder eine Geschichte dazu erzählt, die diese Proposition noch verstärkt; oder eine Differenzierung. Eine Differenzierung kann wiederum eine Validierung („ja, genau...“), eine antithetische Differenzierung („ja, aber ...“), aber auch eine Opposition sein („ich bin ganz anderer Meinung“). Mit einer Konklusion wird dann der Themenbereich abgeschlossen. Bei der Konklusion gibt es die Sonderformen der Transition, wo zwar ein Thema abgeschlossen, aber sofort wieder eine Proposition gemacht wird, die in ein neues Thema führt, bzw. die rituelle Konklusion, bei der entweder niemand mehr etwas zu sagen hat und deswegen jemand z.B. meint „na gut, reden wir über etwas anderes“ oder dass eine/r der DiskussionsteilnehmerInnen merkt, dass zu viel Spannung in der Luft ist und man deshalb auf keinen grünen Zweig kommt und aufhören muss, damit nicht u.U. die Gruppe zerbricht. Dann wird versucht, das Thema rituell zu schließen.

2. Reflektierende Interpretation

Proposition/Anschlussproposition Stellungnahme – Orientierung wird ausgedrückt			
Elaborationen			
Exemplifizierung		Differenzierung	
„zum Beispiel...“ „damals...“		Validierung „ja, genau...“	antithetische Diff. „ja, aber...“
		Opposition	
Konklusion			
Transition		rituelle Konklusion	

Im Folgenden soll dies mit einer transkribierten Passage gezeigt werden. Die erste Aussage (Zeile 150) ist eine Anschlussproposition zu einer vorangegangenen Diskussion über die negativen Seiten des Bauernlebens. Zeile 152 ist eine Opposition. Validiert wird dies durch Bm, der dazu zustimmend lacht. Durch die ganze Diskussion zieht sich, dass die männlichen Teilnehmer immer nur das Finanzielle in den Vordergrund stellen, z.B. es gebe zu wenig Lohn für die schwere Arbeit, während hingegen die weiblichen Diskussionsteilnehmerinnen sehr wohl auch viele positive Seiten sehen, z.B. den Umgang mit Tieren, die Natur usw. Die Frauen sind dabei eher emotional, die Männer eher materialistisch.

- 150 Af: also, ich weiß nicht, soo schlimm stell ich's mir jetzt nicht vor, es hat sicher
 151 schöne Seiten
 152 Cm: du hast zum Beispiel nie Urlaub
 153 Bm: ja, das @(..)@
 154 Cm: du arbeitest dein ganzes Leben lang

150-151 Anschlussproposition durch Af: Das Leben auf einem Bauernhof hat auch schöne Seiten, so fürchtbar, wie Bm und Cm ihn sehen, stellt sich Af diesen Beruf nicht vor.

152-154 Opposition durch Cm und Validierung durch Bm: Er sieht die realistische Seite, die bedeutet, ein ganzes Leben lang ohne Urlaub zu arbeiten. Die männlichen Diskussionsteilnehmer sehen bei diesen Fragen rein die finanzielle Seite und denken stets an die harte Realität, die Idee, durch körperlich schwere Arbeit mit Tieren und in der Natur Erfüllung und Glück zu finden, auch wenn dies eine schlechte finanzielle Lage bedeutet, ist für sie keineswegs vorstellbar, weswegen sie sich auch nie auf die eher emotionale Sicht von Af und Df einlassen.

Mit der Zeile 155 kommt es zu einer Konklusion. Es kam in der Diskussion stark heraus, dass LandwirtIn sein kein Beruf ist wie z.B. VerkäuferIn in einem Lebensmittelgeschäft. Man ist das quasi mit Leib und Seele. Man wohnt an der Arbeitsstätte und man denkt Tag und Nacht daran. In der Zeile 156 erfolgt eine Anschlussproposition durch Df. Im Anschluss daran kommt es zu einer Validierung und Exemplifizierung durch Af.

- 155 Af: du musst dich halt entscheiden ob du; du wohnst sicherlich bei deinem Beruf
 156 Df: L du machst alles; du machst so viel selber
 157 Af: L ja, man macht alles selber, das find ich
 158 schon gut; drum hab ich auch den mit der Sense irgendwie netter gefunden als
 159 die die auf den Maschinen sitzen

155 Konklusion durch Af: Die Entscheidung für den landwirtschaftlichen Beruf verbindet diesen untrennbar mit dem Privaten. Will man das naturverbundene Leben eines Landwirtes führen, so muss man auch die harten Seiten in Kauf nehmen.

156 Anschlussproposition durch Df: Das Prinzip des „Selbst-Herstellers“ spielt eine große Rolle bei Landwirten, was „Stadtkinder“ sicher besonders beeindruckt, weil in der Stadt für nahezu jede Arbeit ein Spezialist geholt wird, der das Problem löst und Lebensmittel fix und fertig im Supermarkt gekauft werden.

157-159 Validierung und Exemplifizierung durch Af: Das Selber-Machen ist tatsächlich eine positive Seite des Bauernlebens, darum macht für sie auch der Landwirt, der mit der Sense arbeitet (Ausschnitt 4), einen sympathischeren Eindruck als diejenigen, die auf ihren Maschinen sitzen und nicht mehr so „direkten“ Kontakt mit den Produkten haben.

In weiterer Folge kommt es zur *Diskursbeschreibung*. Es gibt dabei drei ideale Typen der Diskursorganisation: bei der (i) Oppositionellen Diskursorganisation gibt es einen Horizont und einen Gegenhorizont, bei der (ii) Konkurrierenden bzw. Antithetischen Diskursorganisation ist einer in der Gruppe tonangebend, der seine Meinung vorherrschen lassen und für die anderen sprechen will, während die (iii) Parallelisierende Diskursorganisation eigentlich keine richtige Diskussion darstellt, weil da eher immer nur Statements gemacht und Geschichten erzählt werden und nicht sehr auf den anderen eingegangen wird. Alle drei Idealtypen kamen in den Diskussionsgruppen vor, obwohl die Konkurrierende und Parallelisierende Diskursorganisation sich sehr oft vermischten. Die Oppositionelle Diskursorganisation ist ein Idealtyp, der nur relativ selten vorkommt.

Der letzte der drei Schritte ist die *Komparative Analyse*. Dabei werden die einzelnen Diskussionsgruppen untereinander verglichen. Beispielsweise wird analysiert, was die verschiedenen Diskussionsgruppen über den Landwirt aus Filmausschnitt 1 („Bauer sucht Frau“) gesagt haben. Zwei der vier Gruppen gingen darauf gar nicht besonders ein, nämlich die Gruppe der Landwirte selber, sowie die Gruppe der Wiener StudentInnen, die nichts mit Landwirtschaft zu tun haben. Letztere meinten, dass dieser Landwirt am sympathischsten wäre, weil er sich rundherum wohl fühle. Deswegen macht er einen sympathischen, netten Eindruck und man wäre gerne dieser Bauer. Die Gruppe der BOKU-StudentInnen fand ihn auch am sympathischsten, aber aus komplett anderen Gründen, nämlich erstens, weil er eine Frau sucht und weil ein Bergbauernhof (man sah im Film die Berge im Hintergrund) interessanter ist als einer in der Ebene. Weiters stünde ein Bergbauer im Gegensatz zu einem Bauern in der Ebene finanziell viel besser da, weil nach Meinung des Diskussionsteilnehmers Cm „du nur ein paar Hänge mit 45 Grad haben brauchst, um nicht mehr aufs Feld hinausgehen zu müssen“.

- 110 Bf: da sympathisch is der erste
 111 Df: würd ich auch sagen
 112 Af: L der mit den Kühen
 113 (?f): mhm
 114 Df: der hat sich so rundum wohl gefühlt
 115 Af: L ist zwar sicher ein harter Job weil er
 116 täglich sehr zeitig aufstehn muss Samstag Sonntag und kein Urlaub und nix; aber
 117 es isss, der Sympathischere
 73 Y: und zwar ist meine Eingangsfrage, in den Ausschnitten haben wir ja haben wir
 74 zwei sehr unterschiedliche Typen von Landwirten gesehen; welcher der
 75 Ausschnitte kommt denn euch am realistischsten vor? Welchen findet ihr
 76 sympathischer, oder welcher wärt ihr gerne?
 77 Bm: ok.
 78 Cm: na der erste natürlich
 79 Bm: schon alleine deswegen weil er eine Frau sucht
 80 Al: @(.)@
 81 Bm: oder wie?
 82 Cm: na weil ein Bergbauernhof viel interessanter ist als wie in der Steppe; eine
 83 Massenproduktion
 84 Am: ja das ist sicher ein großer Unterschied; obsd jetzt wo am Berg oben bist
 85 Cm: sicher ja; eben
 86 Bm: ich glaub
 87 Cm: L außerdem ist man als Bergbauer super subventioniert da brauchst nur
 88 ein paar Hänge mit 45 Grad haben da brauchst überhaupt nicht mehr auf 's Feld
 89 rausgeh'n, da kannst Blumen anpflanzen

Typenbildung

Aus den alters-, geschlechts-, orts-, einkommens- und milieuspezifischen Unterschieden lassen sich sechs verschiedene Typen bilden.

1. Der *bequeme und realistisch orientierte Typ*: junge männliche Studenten, welche meinten, dass Landwirt-Sein einfach zu viel Arbeit wäre. Deshalb würden sie diesen Beruf nie machen wollen, auch wegen der schlechten Bezahlung. Sie betonten immer wieder, wie mühsam es ist, als Landwirt zu arbeiten. Bei ihnen war überhaupt kein Platz für romantische Gefühle, wie selbst mit den Händen zu arbeiten oder in der Natur zu sein. Alle Diskussionsteilnehmer, die diesem Typ entsprechen, sind in der Großstadt aufgewachsen und wollen auch dort bleiben. Dieser Typ findet sich in mehreren Diskussionsgruppen. Teilweise gab es aber auch Vermischungen mit dem nächsten Typ (Typ 2). Wichtig ist, dass es hier keine Naturverbundenheit gibt. Privat gehen manche sehr wohl gerne Schifahren oder Zelten, im landwirtschaftlichen Sinn denken sie jedoch nicht naturverbunden.
2. Der *naturverbundene, bequeme und finanziell orientierte Typ*: wie beim ersten Typ sind das wieder v.a. die männlichen Studenten. Diese sind aber in ländlicher Umgebung aufgewachsen. Sie sehen sehr wohl eine Option darin, sich einmal in die Landwirtschaft zu begeben. Der Anreiz dafür wäre v.a. die Selbstverwirklichung. Sie reden auch vom Aussteigen oder Professoren, die daneben

noch eine Landwirtschaft haben, damit glücklich sind und auch gut verdienen. Für sie sprechen auch die Förderungen für sich, weil das ein Anreiz wäre, überhaupt Landwirt zu werden. Sehr wichtig für sie ist die Ursprünglichkeit und Hochwertigkeit der Lebensmittel. Das ist ein weiterer Anreiz, vielleicht irgendwann z.B. Ackerbau nebenbei zu betreiben.

3. Der *naturverbunde und romantisch-orientierte Typ*: das sind v.a. junge weibliche Diskussionsteilnehmerinnen, sowohl Studentinnen als auch Arbeitende. Diese haben als Kind am Bauernhof mitgeholfen und können sich ein Leben am Land vorstellen. Sie haben das in guter Erinnerung. Von ihnen hat man in der Diskussion den Eindruck, dass sie prinzipiell in Wien nicht unglücklich sind, sich aber vorstellen können, einmal aufs Land zu ziehen und ein paar Tiere zu haben - keinen großen Bauernhof, aber einen kleineren. In Wien vermissen sie die Natur, das Grün und die Bäume. Ihre Erinnerungen sind aber alle aus der Kindheit. Es ist natürlich davon auszugehen, dass sie als Kind zwar mitgeholfen, dabei aber eher nur einfache Arbeiten verrichtet haben.
4. Der *parteibeziehende und traditionell-orientierte Typ*: dazu zählen die älteren, nicht-bäuerlichen DiskussionsteilnehmerInnen. Diese zeigen viel Respekt für Landwirte. Wenn sie vor die Alternative gestellt werden, ob sie z.B. Urlaub am Bauernhof oder einen Strandurlaub verbringen wollen, dann würden sie auf jeden Fall den Urlaub am Bauernhof vorziehen, einerseits um die Ruhe, die Entspannung und die schöne Natur zu genießen, andererseits aber auch, um die Landwirte (finanziell) zu unterstützen. Sie hätten gern, dass es von Politik und Wirtschaft mehr Förderungen gäbe, weil sie der Meinung sind, dass Landwirte eine ganz wichtige Aufgabe erfüllen, sowohl für die Landschaftspflege, als auch für die ganze Identität des Landes. Österreich würde ohne seine Bauern einen Großteil seiner Identität verlieren. Sie sind sich ganz bewusst, dass Bauern wichtig sind. Das war bei den jüngeren, insbesondere männlichen Teilnehmern von Typ 1 nicht so. Diese hatten mit Bauern nicht viel zu tun und auch kein Interesse an diesen.
5. Der *unzufriedene und pessimistisch-orientierte Typ*: dazu zählt die Gruppe der Landwirte, die selbst viel Arbeit hat und in Relation zur geleisteten Arbeit relativ wenig Geld verdient. Diese sind v.a. deswegen unzufrieden, weil ihrer Meinung nach die gesetzlichen Regelungen nicht den Regeln der Natur entsprechen. Früher ging man einfach mit der Natur, heute ist alles gesetzlich vorgeschrieben. Man kann sich deshalb nicht mehr so verhalten, wie man es selber gerne möchte. Sie sehen sich oft dem Spott der nicht-bäuerlichen Bevölkerung ausgesetzt und haben das Gefühl, dass es den Vorwurf gibt, Landwirte leben auf Kosten des Staats. Sie fühlen sich angegriffen von Aussagen wie „Bauern bekommen viele Förderungen, da sie sich sonst diese großen Maschinen nicht leisten könnten“. Dass dies aber eine Investition für den Beruf ist, um den Lebensstandard zu halten, und dass diese Maschinen sehr oft der Bank gehören, wird nicht bedacht - und das stört sie sehr. Sie sehen ihre Zukunft pessimistisch, hätten zwar schon gerne, dass die Landwirtschaft weitergeführt wird, haben aber ihren Kindern bewusst einen anderen Beruf lernen lassen, damit diese die Wahl haben, ob sie die Landwirtschaft übernehmen wollen oder nicht. Sie selber hatten diese Wahl nicht. Sie wurden einfach in der Jugend vor vollendete Tatsachen gestellt. Deshalb wollen sie ihren Kindern bewusst diese Wahlmöglichkeit geben. Sie wollen eine bessere Zukunft für ihre Kinder und könnten sich auch durchaus vorstellen, unter gewissen Bedingungen einen anderen Beruf auszuüben.
6. Der *hinnehmende und pessimistisch-orientierte Typ*: dazu gehören wiederum Landwirte, die zwar auch eine pessimistische Zukunftseinstellung, aber weniger schwere körperliche Arbeit und dadurch noch weniger Einkommen als Typ 5 haben. Durch die weniger schwere körperliche Arbeit gibt es auch weniger körperliche Beschwerden. Sie finden sich daher mit ihrer Situation ab, würden den Beruf eigentlich nicht tauschen wollen, und nehmen, wie gesagt, alles hin. Sie sehen die Zukunft sehr wohl pessimistisch. Sie wissen, dass ihr Leben nicht mehr lange so weiter gehen

wird. Mit dem Arbeitsaufwand, den sie haben, werden sie ihren Betrieb auf lange Sicht nicht halten können. Sie sind sich bewusst, dass sie ihren Betrieb irgendwann einmal aufgeben müssen, würden aber trotzdem, wenn sie die Wahl hätten, nicht den Beruf wechseln. Sie machen einfach so weiter und nehmen ihre Situation hin.

Ergebnisse

Als Ergebnis der Studie zeigen sich kaum Differenzen zwischen dem Bild, das die nicht-bäuerliche Bevölkerung von Landwirten hat, und der Vorstellung, die Landwirte davon haben, wie sie von den anderen gesehen werden. Das Fremd- und das Selbstbild stimmen ziemlich überein. Aber die Landwirte wollen nicht so gesehen werden. Sie wollen nicht mehr konservativ und primitiv sein und schon gar nicht so „wie im Fernsehen“ dargestellt werden. Das zeigt sich in der folgenden Sequenz:

- 21 Cm: na siehst eh, die Film schau dir an, was jetzt machen über die Bauern; der
 22 kommt mit'm Hut daher
 23 Df: die alten Bauern; die alten Filme; ja
 24 Cm: und weißt eh, die Weiber haben Tiacheln ob'n; wie die alten Nonnen
 25 Af: └ ja; das is
 26 wie vor 50, 60 Jahren
 27 Cm: i schau ma so was net an; a so a Film wird heut im Fernsehen zeigt
 28 Df: in die alten Filme, die`s heut oft wieder zeigen, im Bayrischen Fernsehen, also
 29 ein Bauer der was halt dominant ist und seine Kinder unterdrückt und brutal ist
 30 und so, das g` fällt ma net; und primitiv; weil so is wirkli net; die Bauern san heut
 31 ah intelligent und müssen über a gewisses Wissen verfügen, weil sonst können`s

Immer wieder wird betont, dass es Maschinen gibt, die gewartet werden müssen. Man kann ja nicht wegen jeder Kleinigkeit zum Mechaniker rennen. Da muss ein gewisses Wissen, müssen gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten vorhanden sein. Es muss ein Betrieb geführt und ein wachsames Auge auf Ein- und Ausgaben geworfen werden. Jeder Geschäftsmann wird als kluger Unternehmer akzeptiert, während hingegen ein Landwirt nicht als Geschäftsmann gesehen wird. Das ist immer noch der dumme Bauer. Das gefällt ihnen überhaupt nicht.

Vorkommen der Theorien zum Selbstkonzept im Verlauf der Diskussionen

Zu Beginn befassten wir uns mit der *Theorie der Substantialisierung und Verdinglichung*, d.h. dem Anrempeln und dem Im-Vorhinein beurteilen. Dazu gibt es auch exemplarisch eine Passage aus der Gruppe der StudentInnen, die nichts mit Landwirtschaft zu tun haben. Es geht dabei darum, wo man im Fernsehen Landwirte sieht.

- 29 Af: du siehst halt immer irgendwelche Tiere, und vielleicht einen, der auf dem
 30 Traktor sitzt; aber viel mehr
 31 Bm: gut ich mein; was sollen sie mehr zeigen?
 32 Af: naja; aber; (1) ja eh
 33 Bm: weiß ich nicht; geht halt Tiere füttern, bestellt sein Feld
 34 Df: └ Heimatfilme

Das ist ein ganz typisches Bild. Wir sehen einen Bauern Traktor fahren und mehr macht er nicht. Wir überlegen uns nicht, was er sonst vielleicht noch für Aufgaben hat.

Die Gruppe der BOKU-StudentInnen war sehr heterogen. Teilweise hatten sie landwirtschaftliche Erfahrungen, teilweise nicht. Bm wuchs in Wien auf und hat nichts mit Landwirtschaft zu tun. Es geht im Folgenden um die *Impression-Management-Theorie*, d.h. wie er sich selbst darstellt.

- 154 Bm: ich muss auch sagen es interessiert mich irgendwie auch nicht ob die Wurst jetzt
 155 von einem Bioschwein ist oder nicht
 156 Cm: ist dir das blunzn, oder was?
 157 Bm: ja, voll auch noch
 158 Cm: echt? Also wenn ich einen Speck von daham ess, wo ich weiß wie das Schwein
 159 aufgewachsen ist, was ihm gfuattert wurde das ist dann wirklich wie du sagst ein
 160 Lebensmittel; ich bild mir dann ein dass mir das einfach dann mehr Kraft gibt als
 161 wenn ich so a abgepackte Gurkn vom B-Supermarkt ess die aus Dschinbuti
 162 kommt
 163 Am: gut, aber Gemüse und so was ist aber sowieso ein Problem; weil das kommt von
 164 irgendwo her und reift am Transport
 165 Cm: ja drum sollt man ja auch saisonal
 166 Bm: └ ich schwöre ich hab gestern einen
 167 Gurkensalat gemacht, da waren die Gurken, das war`n soolche Oschis; ich
 168 schwöre euch, ich habe noch nie solche Gurken gesehn.

Bm meinte zuerst, dass er keinen Unterschied zwischen Bio und Nicht-Bio mache und dass ihm egal wäre, wie etwas hergestellt wird. Diese Einstellung wird von den anderen Diskussionsteilnehmern nicht, wie erwartet, als „cool“ empfunden, sondern als einfältig. Daher drückt Bm zum Schluss aus, dass er sich eh auskenne: dass bei einer großen Gurke sehr viel gedüngt worden sein muss und dass diese nicht auf natürliche Weise erzeugt werden könne. Bm ändert also, aufgrund der Reaktion der anderen, seine Selbstdarstellung.

In der *Theorie der Selbstwahrnehmung* vergleicht man sich selbst mit den anderen. Wenn man beispielsweise gefragt wird, ob man sportlich wäre, überlegt man, ob und wie oft der andere, wenn er sich selbst als sportlich betrachtet, z.B. in ein Fitness-Studio geht und wie oft man selbst dazu im Vergleich geht. Im Folgenden legen Am und Cm sehr wohl Wert auf ihre Lebensmittel, werden aber von Bm gefragt, wie oft sie zum Chinesen oder zu einer Fastfood-Kette gingen.

- 38 Bm: gehst du zum; gehst du zum Chinesen essen, gehst du zum Mister Mickey*
 39 essen,
 40 Cm: └ ja
 41 jeden Tag!
 42 Bm: └ gehst du zum Kebap-Mann um die Ecke? ja ja ja; weißt du hast was der
 43 dort verwendet? nein nein nein
 44 Me: @(.).@
 45 Am: ist richtig; ja
 46 Bm: gut; das heißt, es ist unkonsequent
 47 Am: eh (1) ich ess auch nicht nur Bio-Produkte; weil`s mir zu teuer ist.
 48 Me: @(.).@

Es wird sehr wohl überlegt, wie viel wirklich zutrifft. Nachdem alle miteinander studieren und sich sehr gut untereinander kennen, wird ein Widerspruch zwischen der Aussage und der Realität festgestellt. Wenn einer sagt, dass ihm gute Qualität der Produkte wichtig sei, aber dabei gesehen wird, wie er jeden Tag zum Kebab-Stand geht, dann passt das nicht ganz zusammen.

Als Beispiel für die *Insider-Outsider-Theorie* beschreibt die Gruppe der Landwirte in der folgenden Passage den Ausschnitt 2 von „We feed the World“ am realistischsten, in dem sich ein Bauer beschwert, dass er den Betrieb vergrößern und nun sehr viel mehr arbeiten muss, um den Lebensstandard zu halten, den sein Großvater noch hatte.

- 57 Df: also
 58 Af: am realistischsten ist der zweite
 59 Cm: genau
 60 Af: der hat müssen sei - versechsfachen oder was; den Betrieb; größer machen; sonst
 61 wär' er untergegangen; der erste muss i sag'n, wenn der Mutterkuhhaltung und
 62 Baustellen hat, dann hat er net viel Viecher

Wohingegen in der Gruppe der in Wien arbeitenden Städter auch der Landwirt im ersten Filmausschnitt (die Tiere sind auf der Alm, ich habe jetzt keine Arbeit usw. siehe weiter oben!) als realistisch gesehen wird. Die Gruppe der Landwirte meinte dazu, dass dieser sehr wohl eine Arbeit hat, weil er schauen muss, ob es den Tieren auf der Alm gut geht, weil Kälber auf die Welt kommen, er trotzdem den Mist wegmachen muss usw. Die Gruppe der Städter sagt zu diesem Bild Folgendes:

- 115 Af: L ist zwar sicher ein harter Job weil er
 116 täglich sehr zeitig aufstehn muss Samstag Sonntag und kein Urlaub und nix; aber
 117 es isss, der Sympathischere

Die Gruppe der Landwirte findet hingegen den vorherigen Ausschnitt am realistischsten. Hier sieht man, wie unterschiedlich die Meinungen sind. Obwohl sich diese Gruppen schon einmal begegnet sind, auch schon miteinander gesprochen haben, haben sie offenbar nicht genug miteinander geredet. Durch das Miteinander-Reden könnte man viele Probleme besser lösen und ganz neue Gesichtspunkte auch für sich selber herausfinden.

Abschließend wies die Referentin darauf hin, dass ihre Diplomarbeit auch in Buchform erschienen ist (Fraczek 2010).

Diskussion

Macaria: Wie alt waren die interviewten StudentInnen?

Fraczek: Sie waren alle recht jung, alle Anfang Zwanzig. Die BOKU-StudentInnen waren alle 23, bei den Nicht-BOKU-StudentInnen war einer 21, drei waren 22.

Oedl-Wieser: Wie wurden die Gruppendiskussionen organisiert? Wie wurden die Gruppen instruiert? Sie wiesen darauf hin, dass Filmausschnitte gezeigt und dann eine Einstiegsfrage gestellt wurde. Haben Sie bei der Entwicklung der Diskussion überhaupt nicht steuernd eingegriffen? Wie lief das genau ab und wie wurden die Gruppen rekrutiert? Wie sind sie an die bäuerliche Gruppe herangetreten und war dort auch eine Bäuerin vertreten?

Fraczek: Insgesamt waren in den Gruppen gleich viele Männer und Frauen vertreten. Die bäuerliche Gruppe bestand aus zwei Männern und zwei Frauen, d.h. jeweils einem Ehepaar. Über meine mittlerweile verstorbenen Großeltern vom Land hatte ich dazu einen guten Kontakt. Größtenteils waren die Leute sehr

offen, bei diesem Projekt unentgeltlich mitzuhelfen. Es wurde appelliert, da mitzumachen. Bei den Diskussionen gab es auch etwas zu essen und zu trinken.

Oedl-Wieser: Wo fanden diese Diskussionen statt?

Fraczek: Drei Gruppendiskussionen fanden bei mir zu Hause, eine am Land statt. Die Gruppe der BOKU-StudentInnen wurde über das Internet kennengelernt. Gesucht wurde über Facebook und andere Internet-Seiten. Die BOKU-StudentInnen kamen dann zu mir und wir verbrachten einen lustigen Nachmittag miteinander. Die Gruppe an StudentInnen, die nicht mit Landwirtschaft zu tun hat, kannte ich aus der Arbeit, zwar nicht sehr gut, aber alle hatten nebenberuflich mit mir gearbeitet. Auch diese waren untereinander alle befreundet und gingen zusammen in die Schule. Sie studieren zwar nicht dasselbe, gehören aber zum selben Freundeskreis. Jene, die in Wien leben und arbeiten, aber nicht studieren, waren Bekannte von mir mit deren Partnern. Die Gruppen wurden alle relativ kurzfristig organisiert. Die theoretischen Grundlagen für die Gruppendiskussion musste ich mir für meine Diplomarbeit erst anlesen. Die Gruppendiskussionen funktionierten gut, bei manchen Gruppen musste man natürlich auf das Thema zurücklenken.

Oedl-Wieser: Sassen Sie mit den DiskussionsteilnehmerInnen im Kreis?

Fraczek: Ja, ich saß im Kreis. Dabei legte ich meine Rolle eingangs klar. Es war keine reine Beobachtung. Teilweise habe ich sogar mitgeredet. Wenn die Diskussion zu sehr abgedriftet ist, lenkt man sie mit bestimmten Fragen wie z.B. „du hast vorhin gesagt, du warst schon einmal usw.“ oder „du hast als Kind das und das erlebt, wie war denn das genau?“ wieder zurück. Es kommt auch vor, dass man um seine Meinung gefragt wird. Da sollte man sich aber zurückhalten.

Oedl-Wieser: Hatten Sie auch eine Assistenz wie z.B. eine Filmkamera?

Fraczek: Es wurden keine Filmaufnahmen gemacht, weil ich die Angst hatte, dass dann alle nervöser sind.

Oedl-Wieser: Die Transkription vom Band konnten Sie leicht bewerkstelligen, da die Gruppen nicht aus mehr als vier Personen bestanden?

Fraczek: Genau, man muss sich aber genau notieren, wer wo gegessen ist. Gut ist, wenn man im Kurzprotokoll bereits notiert, dass z.B. einer eine sehr tiefe Stimme hat usw.

Kolland: Ich möchte etwas Kritisches anmerken, obwohl ich mich beim Vortrag sehr gut unterhalten habe. Wenn man als Wissenschaftler darüber nachdenkt, kommen einem schon erhebliche Zweifel. Das von Ihnen beschriebene Interview-Setting bzw. Interviewsituation ist ein Quasi-Labor. Wir haben mittlerweile 22.000 Diplomarbeiten über Studierende die irgendetwas erzählen. Ich weiß nicht, inwieweit wir durch diese studentischen Labors nicht eine Kunstwelt erzeugen. Vielleicht ist das die künstliche Welt irgendwelcher 22-jährigen Studierenden, die irgendwelche Flausen im Kopf haben. Auch wenn ich etwas überziehe kommt mir dies doch ein Stück weit von der Wirklichkeit entfernt vor. Besonders skeptisch betrachte ich Begriffe wie die „Bauern“, wenn man anfängt irgendetwas zu generalisieren. Da muss man besonders auf die Bremse treten. Besser sagt man, man hat dieses Setting, diese Gruppe von Studierenden, die so denkt. Dann ist es auch in der Phänomenologie wunderbar. Ich glaube, dass es gut ist, dass es solche Studien gibt, dass wir solche Aufzeichnungen machen. Es gibt so viele Strukturstudien, die leblos sind. Wenn es darum geht, sich zu fragen, was man davon ableiten kann, dann sollte man Vorsicht und Zurückhaltung walten lassen. Man sollte das als eine schöne Erzählung sehen.

Fraczek: Meine Diplomarbeit ist eine qualitative Forschungsarbeit, die sehr viele Fragen aufwirft, die wahrscheinlich auch quantitativ nachgeprüft werden müssten. Gruppendiskussion ist etwas sehr Exploratives. Man versucht einfach einmal eine Grundlage zu schaffen, oder einfach nur Ideen für etwas Weiterführendes zu sammeln. Man führt keine hundert, sondern nur drei bis fünf Gruppendiskussionen

durch. Es geht primär darum, Ideen zu erhalten, was man in diesem Feld noch machen könnte. Die Gruppe der StudentInnen wurde auch deswegen gewählt, weil ich einen Altersunterschied haben wollte. Es wurde einfach jemand genommen, den ich kannte. Nachdem ich zu Personen, die gleichzeitig arbeiten und studieren mehr Bezug habe als z.B. zu Leuten die in die Lehre gehen, wurden Studierende ausgewählt. Sowohl die BOKU-StudentInnen als auch Nicht-BOKU-StudentInnen hatten nebenbei alle einen Job. Es gab keine StudentInnen, die nur auf der Uni sitzen, sondern nur solche, die sich ihren Lebensunterhalt selber verdienen müssen.

Gehmacher: Ich habe mich auch sehr gewundert, dass man mit einer solchen kleinen netten Studie oder Erzählung mit einer Typologie so gut die Wirklichkeit treffen kann. Natürlich haben Sie keine quantitative Aussage dazu. Das ist schon in Ordnung. Herausgekommen sind die grundlegenden Einstellungen mit den beiden extremen Fällen, zum einen die traditionelle Sichtweise, die das Augenmerk darauf richtet, wie hart die Arbeit und wie gut der Lohn ist und als Gegensatz dazu die Sehnsucht nach einem natürlicheren Leben und die intrinsische Motivation. Mit der Sense mähen ist da offenbar schöner als mit der Maschine. Beim etwas selber zu tun bzw. selber zu schaffen gibt es einerseits eine große Sehnsucht, aber auch eine große Ablehnung in unserer Gesellschaft. Haben Sie diese Diskussionsgruppen instinktiv mit einem gewissen Vorgefühl getroffen, dass diese Gegensätze so plakativ herauskamen, oder war das Zufall?

Fraczek: Das war eigentlich Zufall. Nachdem ich fast alle kannte und die Gruppe der in Wien Arbeitenden mit mir selber schon auf einem Bauernhof war, dachte ich, dass die das so ähnlich sehen müssten wie ich. Die haben das aber komplett anders gesehen. Ich hätte mir auch bei den BOKU-StudentInnen das ganz anders vorgestellt. Meine Annahme war, dass StudentInnen, die vom Land kommen, eine bestimmte Sichtweise haben werden. Das war aber dann doch nicht so. Ich wurde zwar nicht enttäuscht, meine Erwartungen wurden aber nicht so getroffen, wie ich dachte. Manche meiner Erwartungen haben sich während der Gruppendiskussionen um 180 Grad gedreht.

Gehmacher: Mit qualitativ guten, relativ kleinen Stichproben kann man das ganze vorhandene Feld gut abbilden. Bei einer Quantifizierung muss man aber sehr vorsichtig sein. Eine Typologie kann dabei aber nur eine grobe Schau liefern.

Oedl-Wieser: Haben Sie auch mit dem Material der Sendung „Bauer sucht Frau“ gearbeitet? Haben Sie sich einzelne Sendungen angeschaut und analysiert, welche Bilder dabei transportiert werden oder haben Sie den Fokus nur auf die Gruppendiskussion gelegt?

Fraczek: Es wurde kurz analysiert, was in den Sendungen gezeigt wird, ich habe dann aber den Fokus auf die Gruppendiskussion gelegt. Ansonsten wäre meine Diplomarbeit zu umfangreich geworden.

Biedermann: Als Bergbäuerin aus dem Waldviertel kann ich aus der Praxis sprechen. Für uns wird es zunehmend schwieriger, den Betrieb zu führen. Wir werden immer mehr von der Bürokratie überrollt. Keinesfalls möchte ich, dass die Bauern heute als primitiv und ungebildet dargestellt werden. Als Bauer muss man sehr viel verstehen, man muss ein halber Tierarzt und ein halber Mechaniker sein, weil es sonst unmöglich ist, den Betrieb zu führen. Es tut mir sehr weh, wenn das so ins Lächerliche gezogen wird.

Fraczek: In allen Gruppendiskussionen wurde sehr oft genannt, dass der Bauer verallgemeinernd gesehen als einer dasteht, der nicht gerne in die Stadt kommt, sich dort nicht auskennt, lieber in seinen eigenen vier Wänden ist, ohnedies nicht auf Urlaub fahren will und alle diese Bedürfnisse, die der moderne Mensch heutzutage hat, einfach nicht hat. Der Vorwurf, dass ein Bauer sowieso nicht viel könne, wurde aber von allen kritisiert. Teilweise aber, besonders von den jungen männlichen Stadtbewohnern, wurde betont, dass man daran nichts ändern könne. Die jungen Frauen meinten dazu sehr wohl, dass es wichtig wäre, mehr Austausch zu haben, damit Landwirte anders dargestellt werden. Die älteren Stadtbewohner meinten hingegen, dass gegenüber den Landwirten noch mehr Respekt gezeigt gehöre.

Die **nächste Sitzung** der **Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung** findet am **Freitag, 18.3.2011 10.00 Uhr s.t.** an der Bundesanstalt für Bergbauernfragen statt, 1030 Wien, Marxergasse 2/Mezzanin. Folgende Beiträge stehen auf dem Programm:

U. Tunst-Kamleitner (Universität für Bodenkultur): Frauen in 50 Jahren Agrarberichterstattung. Analyse geschlechtsspezifischer Rhetorik

Mag. Ulrike Tunst-Kamleitner studierte Soziologie und Politikwissenschaften an der Universität Wien. Seit 2006 ist sie Senior Lecturer am Department für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Universität für Bodenkultur. Ihre Lehrschwerpunkte sind Umwelt- und Agrarsoziologie sowie die Rurale Frauen- und Geschlechterforschung. Sie ist Akademische Referentin für feministische Bildung und Politik nach Abschluss des zweijährigen Feministischen Grundstudiums des Rosa-Mayreder-Colleges.

B. Ralser (Universität Wien, Institut für Kultur- und Sozialanthropologie): Should I stay or should I go? Der Prozess der Migrationsentscheidung bei Jugendlichen im ländlichen Österreich

Mag. Bernadette Ralser studierte an der Universität Wien Kultur- und Sozialanthropologie; ihre Diplomarbeit über den Prozess der Migrationsentscheidung bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Mühlviertel (Oberösterreich) führte sie im Rahmen des EU-Projekts „Kinship and Social Security“ (KASS) durch. Zurzeit ist sie als Chefredakteurin der Online-Zeitung der Universität Wien im Bereich Wissenschaftsjournalismus und Öffentlichkeitsarbeit tätig. Seit 2008 lehrt sie als externe Lektorin am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien.

Literaturhinweise

- Bem, Daryl J. (2006): Self-perception theory. In: L. Berkowitz (Ed.), *Advances in Experimental Social Psychology*, Vol. 6 (S. 1-62). New York: Academic Press. 1972. In: Mummendey, Hans Dieter: *Psychologie des „Selbst“*. Theorien, Methoden und Ergebnisse der Selbstkonzeptforschung, Hofgrefe Verlag, Göttingen.
- Blotevogel, Hans H. (Hg.) (2010): *Europäische Modellregionen und Raumordnung*, Braunschweig, 74 S.
- Fraczek, Maria (2010): *Fremd- und Selbstbild österreichischer Landwirte. Was Bauern und Nicht-Bauern übereinander und die stereotypisierte Darstellung dieser in Film und Fernsehen denken*, VDM Verlag Dr. Müller, Saarbrücken
- Goffman, Erving (1959): *The presentation of self in everyday life*. Garden City, NY: Doubleday
- Machold, Ingrid; Tamme, Oliver (2005): *Versorgung gefährdet? Soziale und wirtschaftliche Infrastrukturentwicklung im ländlichen Raum*. Forschungsbericht Nr. 53 der Bundesanstalt für Bergbauernfragen, Wien. 156 S.
- Mummendey, Hans Dieter (1995): *Psychologie der Selbstdarstellung*, Hofgrefe Verlag, Göttingen
- Mummendey, Hans Dieter (2006): *Psychologie des „Selbst“*. Theorien, Methoden und Ergebnisse der Selbstkonzeptforschung, Hofgrefe Verlag, Göttingen
- Österreichische Raumordnungskommission (ÖROK) (1981): *Österreichisches Raumordnungskonzept (ÖRK 1981)*, ÖROK Schriftenreihe Nr. 28, Wien
- Österreichische Raumordnungskommission (ÖROK) (1991): *Österreichisches Raumordnungskonzept (ÖRK 1991)*, ÖROK Schriftenreihe Nr. 96, Wien
- Österreichische Raumordnungskommission (ÖROK) (2001): *Österreichisches Raumordnungskonzept (ÖREK 2001)* ÖROK Schriftenreihe Nr. 163, Wien